

NEUE LITERATUR

Crowley, David/Reid, Susan E. (Hgg.): Pleasures in Socialism. Leisure and Luxury in the Eastern Bloc.

Northwestern University Press, Evanston 2010, 348 S., ISBN 978-0-8101-2690-9.

Das Leben im Ostblock war geprägt von politischer Unterdrückung und ökonomischem Mangel, die sozialistischen Diktaturen scheiterten schließlich maßgeblich an ihrer Unfähigkeit, für einen ausreichenden Lebensstandard zu sorgen – so lautet nach wie vor eine gängige These über den Staatssozialismus im östlichen Europa. Der vorliegende Sammelband schlägt die entgegengesetzte Richtung ein, indem er „Pleasures in Socialism“ in den Mittelpunkt stellt. Der Titel benennt ein doppeltes Dilemma, nämlich zwischen dem Glücksversprechen einer zukünftigen kommunistischen Gesellschaft und den widrigen Lebensrealitäten einerseits sowie zwischen offiziell verordneter und individuell empfundener Freude andererseits. Deshalb erscheint er den Herausgebern als besonders geeignet, um die alltägliche Erfahrung sozialistischer Herrschaft in anderen Facetten zu zeigen als durch die wohlbekannten Prismen von Mangel und Unterdrückung. Mit diesem Vorhaben sind sie bei weitem nicht die ersten, denn der sozial- und kulturhistorische Blick auf den sozialistischen Alltag hat in den letzten Jahren einen reichen und differenzierten Forschungsstand hervorgebracht. Daran hat das Herausgeberduo Crowley und Reid, das bereits mit zwei anderen Aufsatzsammlungen Maßstäbe auf dem Gebiet gesetzt hat, selbst keinen geringen Anteil.¹ Ihr dritter Streich vermag nicht ganz das gleiche Innovationspotential zu entfalten wie seine Vorgänger rund zehn Jahre zuvor. Dennoch ist ihnen auch dieses Mal ein spannender Band gelungen, der neue Einsichten vermittelt und Perspektiven eröffnet.

Wie lässt sich nun sozialistisches Vergnügen untersuchen? Die 13 Beiträge analysieren das flüchtige Phänomen anhand der Bereiche Luxus und Freizeit – zwei Felder gesellschaftlicher Interaktion, die sich vielfach überlappen und deutliche Spuren in der materiellen Kultur hinterlassen haben. Eine wichtige Inspirationsquelle in konzeptueller Hinsicht ist die Konsumgeschichte, für die Ina Merkel Pate steht. Ihr 2003 im deutschen Original erschienener Essay „Luxus im Sozialismus: Eine widersinnige Fragestellung?“ schließt in englischer Übersetzung direkt an die Einleitung an. Darin betont sie, dass es sich bei Luxus, ebenso wie bei den Gegenbegriffen Mangel und Bedürfnis, um einen relationalen Begriff handelt, den erst die gesellschaftliche Auseinandersetzung mit Inhalt füllt. Anhand der DDR-Preispolitik zeigt sie die Diskrepanzen zwischen Gleichheitspostulat und der von der Staatsführung bewusst in Kauf genommenen sozialen Differenzierung durch Konsum, die der For-

¹ Reid, Susan E./Crowley, David (Hgg.): *Style and Socialism. Modernity and Material Culture in Postwar Eastern Europe*. Oxford 2000. – Dies. (Hgg.): *Socialist Spaces. Sites of Everyday Life in the Eastern Bloc*. Oxford, New York 2002.

derung der Konsumenten nach mehr und besseren Produkten erst gesellschaftliche Legitimität verliehen habe. Die Frage nach der Legitimität unterschiedlicher Vorstellungen von einem erfüllten Leben bildet die Klammer um die thematisch, räumlich und zeitlich diversen Fallstudien. Vielen der Beiträge gelingt es so, unerwartete Konstellationen und Konfliktlinien herauszuarbeiten und damit zu interessanten Aussagen über die Akzeptanz und Ablehnung der gesellschaftlichen Ordnung zu kommen.

Die meisten Autoren untersuchen konkrete Konsumgüter. In einem fundierten Überblick deklinieren Jukka Gronow und Sergei Zhuravlev die sowjetische Geschichte anhand der Luxusprodukte Champagner, Mode und Autos durch. Mode als das Symbol für Überfluss schlechthin war den sozialistischen Idealen von Funktionalität und Bescheidenheit eigentlich diametral entgegengesetzt. Den daraus resultierenden Paradoxien der sowjetischen Modeindustrie widmen sich zwei weitere Aufsätze. Larissa Zakharova beschreibt den Drahtseilakt sowjetischer Modedesigner unter Chrusčev, ihre Pariser Vorbilder mit den politischen Anforderungen in Einklang zu bringen. Anna Tikhomirova rekonstruiert für die Brežnev-Ära minutiös, welche feinen Distinktionen das Tragen von Pelzen ausdrückte, je nach deren Herkunft, Verarbeitung, Farbe usw. Bemerkenswert ist, dass Tikhomirovas Interviewpartnerinnen den so sichtbar gemachten Hierarchien große Akzeptanz entgegenbrachten, anstatt sie als Verstoß gegen den gesellschaftlichen Konsens abzulehnen.

Einige Autoren arbeiten das Zusammenspiel von Konsum und Freizeit anschaulich heraus. Dies gilt für Mary Neuburgers Untersuchung zum „bulgarischen Gold“ Tabak, an dessen Konjunkturen im öffentlichen Diskurs sich auch der Wandel in der als legitim angesehenen Freizeitgestaltung ablesen lässt. Josie McLellan kann zeigen, wie das Verlangen nach erotischem Vergnügen in der Bevölkerung in Kombination mit den wirtschaftlichen Interessen des Regimes dazu führte, dass sich in der vermeintlich emanzipierten DDR-Gesellschaft eine Sparte von Erotik-Produkten ausbildete. Weniger überzeugen kann allerdings Narcis Tulbures Text zum Zusammenhang von Alkohol, Schattenwirtschaft und Freizeit im Rumänien der achtziger Jahre.

Die Frage nach den Geschlechterverhältnissen, die mehrere Autoren anreißen, macht Paulina Bren explizit. Ausgehend von zwei Symbolgestalten der tschechoslowakischen Populärkultur veranschaulicht sie, wie sich die öffentliche Darstellung der Frau durch die Niederschlagung des „Prager Frühlings“ veränderte. Während die Straßenbahnfahrerin Marie aus „Dáma na kolejích“ (Die Frau auf den Schienen) das emanzipierte und dem Luxus zugewandte Frauenbild der sechziger Jahre verkörpere, sei Anna, die „Frau hinter dem Ladentisch“, das Symbol des Frauenbildes in der „Normalisierung“. Anna stehe für das Versprechen des Regimes auf ein Leben in Wohlstand ohne Hedonismus und Luxusforderungen, das zur Grundlage des gesellschaftlichen Konsenses nach 1968 wurde. Erfreulicherweise beschäftigt sich auch ein weiterer Beitrag mit dem Massenmedium Fernsehen, das erst seit kurzem in den Fokus der Forschung geraten ist. Kristin Roth-Ey stellt bei ihrer sehr lesenswerten Untersuchung sowjetischer Fernsehshows in der Phase der Entstalinisierung die Fernsehmacher in den Mittelpunkt. Trotz ihres Selbstverständnisses als liberale Alternative zur offiziellen Propaganda stimmten ihre Ziele letztlich mit denen des

Regimes überein: die Zuschauer durch „aktive Freizeit“ zu beeinflussen und zu erziehen.

Scott Moranda und György Péteri betrachten Formen der Freizeitgestaltung in der Natur und sprechen damit ebenfalls ein noch wenig bearbeitetes Thema an. Moranda wendet sich gegen die These, Naturtourismus sei eine unpolitische Nische im DDR-Alltag gewesen. Er argumentiert hingegen, dass sich Touristen, Gewerkschafter und Landschaftsplaner bei ihren Auseinandersetzungen über das Wesen von Campingurlaub – Komfort versus Genügsamkeit – auf widerstreitende Versprechen des Regimes beriefen, um ihren Anliegen Gewicht zu verleihen. Péteri gibt einen Einblick in eine vor der Mehrheitsbevölkerung stets wohlgehütete Enklave: Jagd als exklusive Freizeitbeschäftigung der ungarischen Nomenklatur nach 1956. Er verdeutlicht sowohl die Bedeutung dieses Hobbys für die Reproduktion der sozialen Netzwerke an der Staatsspitze als auch die diskursiven Strategien, um das elitäre Vergnügen als gesellschaftlich sinnvoll darzustellen: Die Nomenklatur-Jäger standen demnach im Dienste des Natur- und Tierschutzes.

Freizeit in einem urbanen, explizit sozialistischen Setting ist das Thema von Katherine Lebow: Angelehnt an die Arbeiten von Alexey Yurchak zeigt sie, wie die jugendlichen Arbeiter in der polnischen Planstadt Nowa Huta den Glauben an den Kommunismus mit widerständigen Freizeitpraktiken in Einklang bringen konnten. Ihr Text ist allerdings in beinahe identischer Form vor einigen Jahren schon einmal erschienen.²

Der Band bietet fast durchgängig theoretisch reflektierte und auf breiter Quellenbasis argumentierende Aufsätze. Er lässt sich als eine Art Bestandsaufnahme der aktuellen sozial- und kulturhistorischen Sozialismusforschung lesen, die darüber hinaus mit ihrem thematischen Zuschnitt Neuland betritt. Den Platz von Vergnügen, Freude und Genuss im Sozialismus zu hinterfragen, verweist auf viele noch zu wenig erforschte Bereiche des Alltagslebens. Dies gilt vor allem für Freizeit und Massenmedien, weniger jedoch für die bereits seit längerem fest etablierte Konsumgeschichte.

Um tatsächlich ein analytisches Werkzeug zu formen, bedarf es allerdings weiterer Systematisierung. Gerade beim Verhältnis der drei im Titel genannten Begriffe *pleasure* – *leisure* – *luxury* bleiben die Herausgeber in der Einleitung unentschlossen, während der Gebrauch in den Fallstudien beträchtlich variiert. Zu erschließen gäbe es auch noch weitere Quellengattungen, allen voran Bildquellen. Im Buch sind zwar Bilder abgedruckt, die jedoch ausschließlich zur Illustration dienen, ohne in die Analyse einbezogen zu werden. Die häufig angesprochenen Karikaturen (etwa aus der sowjetischen Satirezeitschrift „Krokodil“) sucht man vergeblich. Diese Punkte ändern aber nichts daran, dass es sich auch bei dem dritten gemeinsamen Band von Crowley und Reid um ein gehaltvolles und nicht zuletzt vergnüglich zu lesendes Buch handelt.

Basel

Bianca Hoenig

² Lebow, Katherine: *Socialist Leisure in Time and Space. Hooliganism and Bikimiarstwo* in Nowa Huta, 1949-1956. In: Brenner, Christiane/Heumos, Peter (Hgg.): *Sozialgeschichtliche Kommunismusforschung*. Tschechoslowakei, Polen, Ungarn, DDR 1945-1968. München 2005, 527-540 (BWT 27).

Amos, Heike: Vertriebenenverbände im Fadenkreuz. Aktivitäten der DDR-Staats-sicherheit 1949 bis 1989.

Oldenbourg, München 2011, 322 S. (Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte), ISBN 978-3-486-70589-8.

Die Vertriebenenverbände in der Bundesrepublik Deutschland stellten bis 1989 mit ihren zentralen politischen Forderungen die Existenz der DDR und die Politik der dort herrschenden Sozialistischen Einheitspartei (SED) grundsätzlich in Frage. Sie erkannten die DDR und die Oder-Neiße-Grenze nicht an, lehnten einen Sonderstatus für West-Berlin ab, wehrten sich gegen die Annullierung des Münchner Abkommens und setzten sich für ein friedliches Rückkehrrecht in die alte Heimat ein. Die SED und ihr Staatssicherheitsdienst betrachteten die Vertriebenenverbände deshalb nicht nur als politische Gegner, sondern explizit als „Feinde“ und nahmen sie ins Visier. Wie sie das taten, ist Gegenstand der vorliegenden Untersuchung von Heike Amos.

Die Autorin hat in den vergangenen Jahren bereits zwei Bücher verfasst, die sich mit angrenzenden Themen befassten: 1999 legte sie eine Studie über Aktivitäten von SED, Ministerium für Staatssicherheit (MfS) und anderen DDR-Institutionen gegen die Bundesrepublik vor („Die Westpolitik der SED 1948/49-1961“), 2009 schrieb sie über die Vertriebenenpolitik der SED in der DDR. Die langjährige Beschäftigung mit diesen Themen kommt ihrem neuen Buch zugute.

Im Zentrum ihrer Untersuchung stehen die geheimdienstlichen Aktivitäten des MfS gegen die bundesdeutschen Vertriebenenverbände. Amos hat hierfür in großem Umfang Stasi-Akten ausgewertet und breitet sie in ihrem Buch kompetent, souverän und verlässlich aus. Aber sie bleibt nicht fixiert allein auf die Stasi. Sie weist mehrfach und zu Recht darauf hin, dass das MfS auf Weisung der SED handelte. Deshalb ordnet sie die MfS-Aktivitäten in die Ziele der SED-Politik gegenüber der Bundesrepublik im Allgemeinen und den dortigen Vertriebenenverbänden im Besonderen ein und zieht auch die entsprechenden SED-Akten heran.

Amos charakterisiert in ihrem Buch das Vorgehen von SED und MfS als Doppelstrategie. Das MfS versuchte, den politischen Einfluss der Vertriebenenverbände zurückzudrängen und das landsmannschaftliche Zusammengehörigkeitsgefühl der Flüchtlinge und Vertriebenen in beiden deutschen Staaten zu bekämpfen oder aber auszunutzen, während die SED-Propaganda die Parolen der Vertriebenenverbände instrumentalisierte, um die Bundesrepublik insgesamt als Hort des Revanchismus anzuprangern und die DDR international als vermeintlich friedliebende Alternative darzustellen.

Die Studie gliedert sich in drei große Kapitel, die den zeitgeschichtlichen Zäsuren folgen: Von der Gründung der beiden deutschen Staaten 1949 bis zum Mauerbau 1961, von 1961 bis zum Abschluss der Ostverträge 1970/73 und von dort bis zu Mauerfall und Wiedervereinigung 1989/90. Amos schildert die Entwicklung und den Wandel der Vertriebenenverbände sowie deren sich verändernde Stellung im politischen und gesellschaftlichen Gefüge der Bundesrepublik, um vor diesem Hintergrund die Aktivitäten des MfS zu beschreiben. Außerdem bietet sie eingangs einen hilfreichen Einblick in Geschichte und Struktur des MfS und zeigt, welche MfS-Abteilungen sich mit den Vertriebenen befassten.

Bis zum Mauerbau zielten die MfS-Aktivitäten vor allem gegen die in West-Berlin ansässigen Vertriebenenverbände. Denn dorthin kamen jährlich Tausende von Vertriebenen, die nun in der DDR lebten, um sich mit ihren Landsleuten zu treffen oder an Großveranstaltungen wie dem „Tag der Heimat“ teilzunehmen. Damit umgingen sie das in der DDR herrschende Verbot landsmannschaftlicher Traditionspflege. Die Vertriebenenverbände wirkten insofern in die DDR hinein.

Der Mauerbau beendete diesen Zustand abrupt. Das MfS konzentrierte sich nun verstärkt auf den Bund der Vertriebenen (BdV) und die in der Bundesrepublik aktiven Landsmannschaften. Doch worin bestand die geheimdienstliche Bearbeitung der Vertriebenenverbände? Amos nennt drei Ebenen, die zum Teil ineinander griffen: Das MfS beschaffte auf verschiedenen Wegen detaillierte Informationen über die Vertriebenenverbände, deren Führungspersonal, die räumliche und organisatorische Infrastruktur, über politische Ziele und geplante Aktionen. Sodann bemühte sich das MfS, inoffizielle Mitarbeiter (IM) auf die Vertriebenen anzusetzen bzw. aus ihrem Kreis zu rekrutieren. Schließlich führte der Staatssicherheitsdienst „aktive Maßnahmen“ durch – teils als offene Kampagnen, teils verdeckt durch die gezielte Verbreitung von Gerüchten, Unsicherheit und Angst.

Die Informationen, die das MfS über die Vertriebenenverbände zusammentrug, erwiesen sich seit den sechziger Jahren als recht präzise. Insofern enthält das MfS-Archiv eine interessante Aktenüberlieferung zu deren Geschichte. Die Schlussfolgerungen, die das MfS zog, blieben jedoch ideologisch verengt. Spätestens nach Abschluss der Ostverträge erkannten SED und MfS den sinkenden Einfluss der organisierten Vertriebenen auf die bundesdeutsche Politik. In öffentlichen Kampagnen überhöhten SED und MfS bewusst deren Bedeutung und führten ihre Revanchismuspropaganda fort.

In dem Buch werden letztlich zu viele Beispiele und Zitate aus den MfS-Akten angeführt. Denn die Stasi-Offiziere benutzten die immer gleichen, schlichten Argumentationsmuster. Für die Leser wird dies mit der Zeit monoton. Die Autorin hätte sich hier mehr von den Akten lösen und die MfS-Denkweise zusammenfassend darstellen können.

Spannender sind die fundiert recherchierten und nüchtern erzählten Fallstudien über zwei wichtige inoffizielle Mitarbeiter, die das MfS in den Vertriebenenverbänden führte. Der Schlesier Lothar Roßdeutscher diente dem MfS von 1952 bis 1985 als IM „Kropf“. Mit seiner Hilfe führte das MfS in den sechziger Jahren verdeckte Maßnahmen (Briefaktionen, Verbreitung von Gerüchten bzw. unbequemen Wahrheiten) gegen die schlesische Landsmannschaft in West-Berlin durch, in deren Folge sich viele Mitglieder aus dem Verband zurückzogen. Die DDR-Bürgerin Erika Reißmann alias Ursula Richter arbeitete als Sekretärin von 1972 bis 1985 in der Bonner BdV-Zentrale, hatte Einblick in alle Interna und berichtete darüber umfassend als IM „Kern“. An diesen Beispielen wird deutlich, wie viel das MfS mit einem einzelnen geschickt platzierten Agenten erreichen konnte. Dagegen spielten IM an der Peripherie der Vertriebenenverbände eine nachrangige Rolle. Allerdings sieht Amos hinsichtlich des IM-Netzes noch Forschungsbedarf. Auf bloße IM-Enttarnungen legt sie jedoch keinen Wert.

Während die kleineren Landsmannschaften in der Studie kaum erwähnt werden, wird der „Bund der Mitteldeutschen“ in einem Exkurs thematisiert und die mitgliederstarke Sudetendeutsche Landsmannschaft in einem eigenen Abschnitt untersucht. Letztere geriet während des „Prager Frühlings“ verstärkt ins Visier des MfS, weil sich die DDR-Ideologen die Reformen in der ČSSR nur als eine vom Westen gesteuerte Entwicklung denken konnten. Amos schildert diese Zusammenhänge anschaulich. Sie porträtiert ferner die sudetendeutschen Vertriebenenpolitiker Wenzel Jaksch – ein alter Sozialdemokrat und ausgewiesener Gegner des Nationalsozialismus – und Walter Becher – ein antisemitischer Schreibtischtäter –, und sie zeigt auf, wie die DDR-Propaganda in den sechziger Jahren beide gleichermaßen bekämpfte. Der spezielle Charakter dieser Kampagnen – die geschickte Mischung aus Lügen und Wahrheiten – wird erkennbar, hätte aber eine tiefer gehende, auch grundsätzliche Reflexion verdient.

Welchen Einfluss hatte das MfS auf die Vertriebenen? Das Buch liefert die relevanten Fakten, um diese Frage zu beantworten, verzichtet aber darauf, selbst eine pointierte Antwort zu formulieren. Das MfS nahm punktuell spürbar Einfluss, etwa durch den IM „Kropf“. Doch entscheidender waren andere Faktoren, die Amos ebenfalls benennt: der Mauerbau, die zunehmende Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen in der Bundesrepublik, die Ostpolitik oder die politische Selbstisolierung der Vertriebenenfunktionäre.

Insgesamt hat die Autorin hier eine informative und verlässliche Studie vorgelegt und bietet einen umfassenden Einblick in die für das Thema relevanten Stasi-Akten. Es bleibt zu hoffen, dass sich sprachkundige Historiker/innen bald daran machen, auch die in Warschau, Prag und Bratislava zugänglichen Geheimdienstakten auszuwerten. Denn die Forderungen der Vertriebenenverbände stellten auch die staatlichen und politischen Grundpositionen der kommunistischen Führungen in Polen und der Tschechoslowakei grundsätzlich in Frage. Und spätestens seit 1960, als der sudetendeutsche SPD-Bundestagsabgeordnete Alfred Frenzel als Agent des tschechoslowakischen Geheimdienstes enttarnt wurde, weiß man prinzipiell um die einschlägigen Aktivitäten aus dieser Richtung.

Berlin

Georg Herbstritt

Lotz, Christian: Die anspruchsvollen Karten. Polnische, ost- und westdeutsche Auslandsrepräsentationen und der Streit um die Oder-Neiße-Grenze (1946-1972).

Meine Verlag, Magdeburg 2011, 108 S., zahlr. Abb., ISBN 978-3-941305-27-4.

Wissenschaft kann Freude machen, und ihre Ergebnisse lassen sich in einer äußerlich und sprachlich ansprechenden Form darbieten. Das ist der positive erste – und bleibende – Eindruck, wenn man Christian Lotz' Publikation zur Hand nimmt. Der Verfasser argumentiert auf der Grundlage einer breiten Kenntnis von Sammlungen zeitgenössischer Landkarten und der dazu gehörigen Korrespondenz aus deutschen und polnischen Archiven. Darüber hinaus ist er auch mit der Fachliteratur unterschiedlicher Disziplinen bestens vertraut.

Nicht erst seit dem „spatial turn“ in den Geschichts- und Kulturwissenschaften wissen wir, dass Landkarten in den wenigsten Fällen objektive Abbildungen realer

Gegebenheiten in der Natur sind. Landkarten bilden vielmehr sehr häufig „mental maps“ ihrer Auftraggeber und Produzenten ab. Insofern können sie ebenso mit den Methoden der Diskursanalyse auf Stereotypen, Mythen oder Rechtfertigungsabsichten hin seziert werden wie verbale Äußerungen. Christian Lotz führt das Potenzial der Karten als historische Quellen von den fünfziger bis zu den siebziger Jahren auf beeindruckende Weise vor. Konkret ist seine Publikation eine Gegenüberstellung von „Auslandswerbekarten“, die für touristische Zwecke von entsprechenden Agenturen der Bundesrepublik Deutschland, der Deutschen Demokratischen Republik und der Volksrepublik Polen erstellt wurden. In unterschiedlichen Phasen des Kalten Krieges lassen sich voneinander stark abweichende und miteinander konkurrierende Herangehensweisen der drei Staaten in ihrer kartografischen Repräsentation festmachen: Die Bundesrepublik Deutschland markierte durch die Mitberücksichtigung der DDR und der einstigen deutschen Ostprovinzen östlich von Oder und Lausitzer Neiße lange Zeit ihr Festhalten an der Wiedervereinigung, unterstrich aber auch fortbestehende Gebietsansprüche gegenüber Polen, während die DDR entweder beide deutsche Staaten oder nur ihr eigenes Territorium mit seinen Sehenswürdigkeiten abbildete. Polen wiederum zeigte die bereits touristisch integrierten West- und Nordgebiete. Auf internationalen Fremdenverkehrsausstellungen spielte sich in der Regel ein spannungsreicher Konflikt zwischen der westdeutschen und der polnischen Vertretung ab. Christian Lotz stellt diese Spannungen in ihrer zeitlichen Entwicklung dar. Ab der ersten Hälfte der sechziger Jahre gelang es Polen, auch im westlichen Ausland Sensibilität für die Problematik der westdeutschen Karten mit ihrem Beharren auf den Grenzen von 1937 zu bewirken. Die Kartenproduzenten der Bundesrepublik mussten sich aber zugleich auch gegenüber wachsender Kritik aus dem eigenen Land rechtfertigen und sich gegenüber konkurrierenden Darstellungsformen aus der DDR behaupten. Während sich auf der zwischenstaatlichen Ebene zwischen Bundesrepublik und Polen der Streit um die kulturelle Prägung der ehemals deutschen Gebiete östlich der Oder-Neiße-Grenze drehte, sah die westliche Staatengemeinschaft die Grenzverschiebung von 1945 schlichtweg als Akt der Entschädigung an, mit dem Polen für den deutschen Überfall auf das Land im September 1939 und die schweren Kriegsverluste rekompensiert worden sei. Die klassischen Konflikte um Toponyme (etwa die strittige Frage des Ortsnamengebrauchs für Hinterpommern, Schlesien und das südliche Ostpreußen) blieb daher weitgehend auf die bilaterale Ebene beschränkt. Auf die Einzeichnung von „Breslau“, „Stettin“ und „Danzig“ reagierten polnische Kartografen etwa mit der Anbringung von touristischen Signets an den Orten von NS-Kriegsverbrechen. Die DDR war häufig bemüht, politisch korrekte Bezeichnungen zu verwenden, auch wenn sie damit gelegentlich über die Interessen Polens hinausging, das gerade bei Landschaftsbezeichnungen auf Begriffe rekurrierte, die durchaus dem historischen deutschen Sprachgebrauch entsprachen. Langfristig erwies sich die Kartenproduktion der Bundesrepublik als überaus flexibel: In der Fremdenverkehrswerbung im Ausland wurde ab dem Ende der sechziger Jahre aus diplomatischer Rücksichtnahme von der Einzeichnung der Grenzen von 1937 abgesehen, während die Reichsgrenzen in Karten für den Gebrauch im Innern, sei es auf Schulgeschichtskarten oder auf offiziellen Darstellungen, noch lange Be-

stand hatten – einschließlich der Angaben „unter polnischer“ bzw. „unter sowjetischer Verwaltung“.

Christian Lotz zeigt in seiner Publikation, dass Geschichte nicht nur eine wichtige analytische, sondern auch eine erzählerische Dimension besitzt. Er nimmt den Leser atmosphärisch mit auf internationale Ausstellungen, von der Brüsseler Weltausstellung 1958 bis hin zu diversen Fremdenverkehrsmessen, und lässt ihn die gespannte Situation auf dem damals politisch-ideologisch geteilten Kontinent spüren. Zugleich arbeitet er sich methodisch präzise an dem von ihm ausgewählten Kartenmaterial ab. Damit macht er eine – künftig auch für andere Bereiche noch ausbaufähige – Schnittmenge von Politik-, Diplomatie- und Kulturgeschichte im wahrsten Sinne des Wortes „sichtbar“. Lotz' Publikation besitzt auch einen hohen didaktischen Wert: Die hervorragenden Reproduktionen, auch von bestimmten Kartenausschnitten, lassen sich auch im Geschichts- oder Erdkundeunterricht zur Veranschaulichung kartografischer Veranschaulichungsformen und Gegensätze einsetzen.

Kleinere Kritikpunkte betreffen zum einen die von Lotz genannte Zahl von 12 Millionen Vertriebenen ab 1945 aus den unter sowjetische bzw. polnische Verwaltung gestellten ehemaligen Ostgebieten des Deutschen Reiches (S. 13); diese Angabe ist zu hoch gegriffen – sie ist sogar höher als die Zahl aller vertriebenen Deutschen insgesamt. Zum zweiten wäre bei dem erwähnten Geografen Emil Meynen (1902-1994) (S. 15) ein kurzer biografischer Hinweis hilfreich gewesen; schließlich handelte es sich bei ihm vor 1945 um einen der führenden geografischen Experten des NS-Regimes, der deshalb 1946/1947 sogar eine Haftstrafe bei den Alliierten verbüßte, aus der er im beginnenden Kalten Krieg nur aufgrund seiner profunden Osteuropa-Kenntnisse vorzeitig entlassen wurde. Am Beispiel Meynens hätten die Kontinuitäten von den deutschen Revisionskarten nach 1919 zu den von den Vertriebenenverbänden und dem Gesamtdeutschen Ministerium nach 1949 zu verantwortenden Karten noch stärker konturiert werden können. Diese kleinen Einwände vermögen aber den ausgezeichneten Gesamteindruck der Veröffentlichung nicht zu trüben, deren informative und zugleich kurzweilige Lektüre ausdrücklich empfohlen wird.

Oldenburg

Tobias Weger

Vilímek, Tomáš: Solidarita napříč hranicemi. Opozice v ČSSR a NDR po roce 1968 [Grenzüberschreitende Solidarität. Opposition in der ČSSR und der DDR nach 1968].

Vyšehrad, Praha 2010, 383 S., zahlreiche s/w-Abb., ISBN 978-80-7429-030-5.

Die Sicherheitsdienste im östlichen Bündnis trieb in den siebziger und achtziger Jahren eine besondere Sorge um: dass Regimekritiker ihren Unmut über die realsozialistische Herrschaftspraxis nicht nur in ihrem eigenen Land äußern, sondern mit Gleichgesinnten in anderen Staaten kooperieren könnten. Diese grenzüberschreitende Solidarität – im Jargon der politischen Polizei die „Internationalisierung des inneren Feindes“ – ist das zentrale Thema von Tomáš Vilímeks informativer Studie, in der am Beispiel der tschechoslowakischen und der ostdeutschen Opposition verglei-

chend und beziehungsgeschichtlich analysiert wird, wie sich in den siebziger und achtziger Jahren Regimekritik und -gegnerschaft entwickelt und verbunden haben.

Vilímek bietet der tschechischen Leserschaft zunächst einen Überblick über die Opposition in der SBZ/DDR von 1945 bis 1989. Darauf folgen drei vergleichende Kapitel über die Typologie regimekritischen und -feindlichen Verhaltens in der DDR und der Tschechoslowakei, die Verbindung von Opposition und Gesellschaft in beiden Staaten und die Frage, wie dort aus Bürgern Oppositionelle wurden. In weiteren drei Kapiteln beschäftigt sich Vilímek mit beziehungsgeschichtlichen Aspekten seines Themas: der gegenseitigen Wahrnehmung der Oppositionsbewegungen, der Zusammenarbeit von führenden Regimekritikern und der Kooperation der Staatssicherheitsdienste im Kampf gegen grenzüberschreitende Aktivitäten. Das Buch beruht auf Quellenstudien in deutschen und tschechischen Archiven (vor allem Material der Staatssicherheitsdienste), zeitgenössischer oppositioneller Literatur und zahlreichen Zeitzeugengesprächen.

Als ein Ergebnis der Studie ist zunächst festzuhalten, dass die gegenseitige Beeinflussung und die Kontakte der Oppositionsbewegungen der ČSSR und der DDR nicht besonders intensiv waren. Dabei entwickelte die deutsche Seite mehr Interesse an der Tschechoslowakei als umgekehrt: Der „Prager Frühling“ und seine Niederschlagung 1968 stießen auf ein breites Interesse, die Aktivitäten der Charta 77 verfolgten immerhin die ostdeutschen Oppositionellen aufmerksam. Demgegenüber zeigten bis in die achtziger Jahre hinein selbst viele tschechoslowakische Regimekritiker wenig Interesse am Geschehen in der DDR. Wenn also von grenzüberschreitender Solidarität die Rede ist, so beschränkte sich diese auf einen relativ kleinen Kreis von Personen.

Dies ist angesichts der Überlegungen von Vilímek zur Frage der Verbindung von Opposition und Gesellschaft in beiden Staaten nicht weiter verwunderlich. Letztlich war Opposition gegen das Regime bis zum Ende der achtziger Jahre kein Massenphänomen, sondern eine Ausnahmeerscheinung.

Umso mehr stellt sich die Frage, was aus einzelnen Personen Oppositionelle machte. Schließlich, so Vilímek, werde kein Mensch als Regimekritiker geboren. Hier nennt der Autor eine Reihe von Gründen, die in beiden Staaten eine besonders wichtige Rolle spielten: das familiäre Umfeld, die Gruppendynamik in Freundeskreisen und ein Aktions-Reaktions-Schema, das in Gang gesetzt wurde, da das Regime selbst harmlose Kritik als staatsgefährdend wahrnahm und unverhältnismäßig hart reagierte. Dadurch radikalisierten die Herrschenden viele Menschen und schufen sich erst engagierte Gegner. Es wird auch deutlich, wie stark ostdeutsche Oppositionelle vom tschechoslowakischen Reformprozess Ende der sechziger Jahre geprägt waren. Gemeinsam war den untersuchten Gruppen die Anwendung legaler und gewaltfreier Mittel, weshalb sich Vilímek in seinen Erörterungen über die Typologie auch für den Begriff „Opposition“ entscheidet.

Markante Unterschiede bei der Herausbildung einer oppositionellen Haltung sieht Vilímek in politischen und historischen Faktoren. Dass die Bundesrepublik als Referenzgesellschaft DDR-Bürger stark prägte und über Radio und Fernsehen mehr alternative Informationsquellen bot, als in der Tschechoslowakei zur Verfügung standen, ist offensichtlich. Ebenso betont Vilímek die Bedeutung der evangelischen

Kirche als fruchtbaren Boden und zugleich Schutzraum für oppositionelle Aktivitäten. In der ČSSR spielte die Kirche dagegen, nicht zuletzt aufgrund des kompromisslosen staatlichen Zugriffs, eine weitaus geringere Rolle.

Wie stark aber gerade die NS-Vergangenheit Unterschiede zwischen ostdeutschen und tschechoslowakischen Oppositionellen begründete, ist beachtlich. Vilímek zufolge spielte es für viele deutsche Dissidenten eine große Rolle, nicht als jemand zu gelten, der die Lehren aus der Vergangenheit und die Ergebnisse des Zweiten Weltkrieges infrage stellt – was eine Art „Mechanismus der Selbstzensur“ (S. 302) zur Folge haben konnte. Dies könnte auch einer der Gründe dafür gewesen sein, dass viele ostdeutsche Oppositionelle lange an der Vorstellung von einer Reformierbarkeit des Sozialismus festhielten, während viele ihrer tschechoslowakischen Gegenüber nach 1968 jede Hoffnung darauf verloren hatten.

Den zahlenmäßig geringen Kontakten zum Trotz setzten sich doch seit den siebziger Jahren DDR-Intellektuelle mit der Charta 77 auseinander und nahmen tschechoslowakische Dissidenten Personen wie Rudolf Bahro und Robert Havemann durchaus zur Kenntnis. Aber erst in den achtziger Jahren wurden die Beziehungen enger. Ein prägnantes Beispiel dafür ist die „Gemeinsame Erklärung unabhängiger Friedensgruppen“ aus der DDR und der Tschechoslowakei vom November 1984, ein weiteres der Austausch über den „Prager Appell“ des Jahres 1985, in dem Vertreter der Charta 77 sowohl eine europäische Perspektive zur Überwindung der Blockkonfrontation entwickelten als auch die Überwindung der deutschen Teilung als wünschenswert bezeichneten – wobei letzteres viele ostdeutsche Partner zurückhaltend aufnahmen.

Im selben Jahr intensivierten sich die Kontakte zwischen Oppositionellen beider Staaten deutlich und mündeten auch in persönliche Treffen. Manche weitere geplante Zusammenkünfte konnten die Staatssicherheitsapparate, die über ihre Agenten gut über die Aktivitäten der Opposition informiert waren, aber verhindern. Eine wirklich grenzüberschreitende Solidarität ist erst für die Zeit ab 1987 festzustellen, als diverse Akte der Unterstützung für verfolgte Gleichgesinnte im jeweiligen Nachbarland organisiert wurden. Insofern waren die anfangs geschilderten Sorgen der Staatssicherheitsdienste vor der „Internationalisierung des inneren Feindes“ berechtigt. Kurz vor dem Zusammenbruch der Regime interessierten sich denn auch die tschechoslowakischen Bürgerrechtler nicht zuletzt aufgrund der Massenflucht aus der DDR verstärkt für das Geschehen im Nachbarland.

Vilímek hat die erste Studie geliefert, die sich systematisch den grenzüberschreitenden Beziehungs- und Transferprozessen zwischen der tschechoslowakischen und der ostdeutschen Opposition widmet. Ihre besondere Stärke ist die gelungene Kombination aus Vergleich und Beziehungsanalyse. Auf der einen Seite fördert die Vergleichsebene zahlreiche neue Erkenntnisse zur Entwicklung von Regimekritik und -gegnerschaft verschiedener Gruppen und Personen in beiden Staaten zutage, auf der anderen Seite werden Wahrnehmung, Austausch und Kooperation aufgrund der Selbstbeschreibung der Akteure und der Fremdzuschreibung der Staatssicherheitsdienste detailliert dargestellt. Wenn auch die grenzüberschreitende Solidarität vielleicht nicht so umfangreich war, wie aufgrund des Buchtitels vermutet werden könnte, bieten doch die analysierten Beispiele mannigfaltige Hinweise auf eine gera-

de in den achtziger Jahren einsetzende engere Verbindung der Oppositionsbewegungen beider Staaten und damit zugleich auf die Erosion der staatssozialistischen Herrschaft.

München

Volker Zimmermann

Mervart, Jan: Naděje a iluze. Čeští a slovenští spisovatelé v reformním hnutí šedesátých let [Hoffnung und Illusion. Tschechische und slowakische Schriftsteller in der Reformbewegung der sechziger Jahre].

Host, Brno 2010, 376 S., ISBN 978-80-7294-402-6.

Die Zeitgeschichtsforschung in der Tschechischen Republik ist in den vergangenen Jahren kräftig in Bewegung geraten. Eine jüngere Generation von Forscherinnen und Forschern sucht nach neuen Interpretationsansätzen jenseits des Totalitarismusparadigmas, das den öffentlichen Diskurs nach wie vor bestimmt. Die nun in Buchform vorliegende Dissertation des an der Universität Hradec Králové lehrenden Historikers Jan Mervart ist ein weiteres Zeugnis für den Wandel der tschechischen Zeitgeschichtsforschung. Mervart widmet sich einem höchst reizvollen Thema – den tschechischen und slowakischen Schriftstellern und ihrer Rolle im Reformprozess der sechziger Jahre. Neben den Wirtschaftswissenschaftlern und Filmkünstlern gehörten die Schriftsteller zu den prominentesten Trägern der Reformbewegung. Gleich zu Beginn macht Mervart deutlich, dass er entgegen der zeitgenössischen Selbstwahrnehmung der Schriftsteller und auch deren Einschätzung durch die Parteifunktionäre diese nicht als grundlegende Opposition versteht, sondern als Kritiker der „gesellschaftlichen Praxis“, die an der „gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Ordnung“ nicht zweifelten und der Sprache des offiziellen Diskurses mehr oder weniger verhaftet blieben (S. 12-16).

Mervart geht es, anders als man aufgrund des eher allgemein formulierten Untertitels des Buches erwarten könnte, nicht um eine umfassende Untersuchung der Schriftsteller als Akteure des gesellschaftlichen und kulturellen Reformprozesses einschließlich ihrer literarischen und publizistischen Beiträge zum Reformdiskurs. Vielmehr beschränkt er sich auf einen – zweifelsohne wichtigen – Ausschnitt: auf die wechselvollen Beziehungen zwischen den Schriftstellern als Mitglieder und Funktionäre des tschechoslowakischen Schriftstellerverbandes (Svaz československých spisovatelů, SČSS) und den kulturpolitischen Funktionären der Kommunistischen Partei (KSČ) zwischen dem Jahr 1963 und dem August 1968. Diese thematische Einschränkung spiegelt sich auch im verwendeten Quellenkorpus wider, das hauptsächlich aus den Sitzungsprotokollen der diversen Organe des Schriftstellerverbandes und aus Parteiakten besteht. Quellen anderer Institutionen (z.B. aus dem Verlagswesen), die zeitgenössische Publizistik und Selbstzeugnisse der Akteure werden nur vereinzelt herangezogen.

Seine chronologisch angelegte Studie lässt Mervart mit dem Jahr 1963 beginnen, das zu Recht als eine der wichtigsten Zäsuren des Reformprozesses in der ČSSR gelten kann. Für Mervart stellen die Jahre 1963 und 1964 sogar die „Zeit der größten Entspannung“ (S. 342) in der tschechoslowakischen Kultur der sechziger Jahre dar,

weshalb er ihnen zwei Kapitel seiner Untersuchung widmet. Die Initiative zu einer kulturellen und politischen Öffnung ging, so Mervart, zunächst von den slowakischen Schriftstellern und Journalisten aus. Wichtig waren in diesem Zusammenhang z.B. die Auftritte Ladislav Mňačkos auf der Konferenz des slowakischen Teilverbandes (*Zväz slovenských spisovateľov, ZSS*) im April 1963 und dem Dritten gesamtstaatlichen Kongress des *SČSS* einen Monat darauf, wo er (selbst-)kritisch auf die fünfziger Jahre zurückblickte und mehr künstlerische Freiheit forderte. Besondere Symbolkraft entfaltete auch die Wiederaufnahme Laco Novomeskýs in den Schriftstellerverband. Novomeský, der in der Zwischenkriegszeit ein prominenter Vertreter der slowakischen Avantgarde-Gruppe DAV gewesen war, wurde in den fünfziger Jahren wegen „bourgeois Nationalismus“ zu einer langjährigen Haftstrafe verurteilt und erst 1963 endgültig rehabilitiert. Eine Fortsetzung fand die kritische Auseinandersetzung slowakischer Schriftsteller mit der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit vor allem in der in Bratislava vom slowakischen Schriftstellerverband herausgegebenen Zeitschrift „*Kultúrny život*“ (Kulturelles Leben). Im Lauf des Jahres 1963 nahm auch die kritische Berichterstattung im tschechischen Pendant, den „*Literární noviny*“ (Literaturzeitung), zu. Ein Grund, warum die tschechische Seite jedoch zunächst zurückhaltender agierte, hing mit der unmittelbaren, von Mervart nur vage angedeuteten Vorgeschichte des Reformprozesses in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre zusammen. Ende der fünfziger Jahre waren die kulturpolitischen Funktionäre der *KSČ* nicht zuletzt wegen Josef Škvoreckýs Roman „*Zbabělci*“ (Die Feiglinge) energisch gegen kritische Stimmen im tschechischen Schriftstellerverband eingeschritten, hatten zwei Verbandszeitschriften verboten und mehrere entscheidende Personalwechsel an der Spitze der übrigen Zeitschriften vorgenommen.

Auch in den sechziger Jahren bildete vor allem die publizistische und literarische Produktion der Verbandszeitschriften den Anstoß für zahlreiche Konflikte zwischen Teilen der im Verband organisierten Schriftstellerschaft und den kulturpolitischen Funktionären der *KSČ*, die Gegenstand des dritten und vierten Kapitels sind. Die Kulturpolitiker des *ZK* der *KSČ* führten 1963/64 eine offensive Kampagne gegen die vom Verband herausgegebenen Kulturzeitschriften, ohne jedoch zum Mittel des offenen Verbots zu greifen, das noch wenige Jahre zuvor die zu erwartende Reaktion gewesen wäre. Der Konflikt spitzte sich um die 1964 gegründete Verbandszeitschrift „*Tvář*“ (Das Gesicht) zu, die sich explizit vom Marxismus distanzierte. In der Auseinandersetzung um die Ausrichtung der von einer jüngeren Generation von Schriftstellern getragenen Zeitschrift traten die Konfliktlinien zwischen reformorientierten und konservativen Kommunisten innerhalb des Schriftstellerverbandes immer deutlicher zutage. Auch die Differenzen zwischen den tschechischen und slowakischen Verbandsmitgliedern nahmen zu. Selbst reformorientierte Mitglieder wie Ladislav Mňačko nahmen eine ablehnende Haltung gegenüber „*Tvář*“ ein; einer der wenigen slowakischen Schriftsteller, die sich für eine Aufrechterhaltung des Zeitschriftenprojektes aussprachen, war der überzeugte und rehabilitierte Kommunist Laco Novomeský. In der Auseinandersetzung um die Zeitschrift „*Tvář*“ zeichnete sich bereits ab, so Mervart, dass die slowakischen Schriftsteller gegenüber der Partei eine konformere Strategie als ihre tschechischen Kollegen pflegten, dadurch aber auch

zum Teil unbequeme Redakteure etwa in der Redaktion von „Kultúrny život“ durchsetzen bzw. halten konnten. Es ist Mervarts Stärke, dass er immer wieder auf diese Paradoxien innerhalb des slowakischen Teilverbandes sowie in den Beziehungen zwischen den tschechischen und slowakischen Schriftstellern verweist; eine Ursachenanalyse bleibt er jedoch schuldig.

Nachdem die Zeitschrift „Tvář“ 1965 auf Druck der Partei durch den Schriftstellerverband „freiwillig“ eingestellt und an ihrer Stelle die etwas weniger kontroversen „Sešity pro mladou literaturu“ (Hefte für junge Literatur) gegründet worden waren, entwickelte sich die Wochenzeitung „Literární noviny“ unter dem Chefredakteur Milan Jungmann zur kritischsten Stimme des kulturellen und politischen Zeitgeschehens in der Tschechoslowakei. Wenngleich die KSČ-Funktionäre diese Entwicklung argwöhnisch betrachteten, zunehmend Druck auf den Schriftstellerverband ausübten und ihm einige Kompromisse in der personellen Zusammensetzung abverlangten, waren sie nicht in der Lage, das reformerische Profil der Zeitung zu ändern. Diese Machterosion einerseits, der Wille zu gesellschaftlichen Änderungen andererseits wurden schließlich auf dem Vierten Kongress des Schriftstellerverbandes vom Juni 1967 in aller Deutlichkeit sichtbar, als es zu einer offenen Konfrontation zwischen den Parteifunktionären und reformkommunistisch orientierten Schriftstellern wie Ivan Klíma, Pavel Kohout, Milan Kundera und Ludvík Vaculík kam. Mervart zeichnet hier ähnlich minutiös wie bereits vor ihm der Historiker Karel Kaplan den Ablauf des Kongresses nach. Aufgrund seines weiteren Blickwinkels betont er jedoch, dass der Schriftstellerkongress nicht als singuläres Ereignis im Vorfeld des „Prager Frühlings“ zu betrachten sei, sondern als Ergebnis der Ende der fünfziger Jahre einsetzenden kulturellen Liberalisierung (S. 217). Für den tschechischen Teilverband bedeuteten der Kongress und die im Anschluss an ihn verhängten restriktiven Maßnahmen gegen einige seiner Mitglieder die endgültige Aufkündigung der „wechselseitigen Symbiose“ mit der Führung der KSČ. Im slowakischen Teilverband setzten sich hingegen die Schriftsteller durch, so Mervart, die für eine „aktive Zusammenarbeit“ mit der Partei plädierten (S. 258).

Diese gegensätzliche Haltung der tschechischen und slowakischen Verbandsmitglieder wurde nach dem Kongress, der auch jenseits der Blockgrenzen mediale Aufmerksamkeit erregte, vor allem im Konflikt um den slowakischen Schriftsteller Ladislav Mňačko offensichtlich: Mňačko, der 1967 mit seinem Romanmanuskript „Ako chutí moc“ (Wie die Macht schmeckt), das in Buchform zunächst nur auf Englisch und Deutsch erschien,¹ für Unruhe in der KSČ-Führung sorgte, emigrierte im selben Jahr über Österreich nach Israel. Von dort aus kritisierte er die Politik der ČSSR gegenüber dem israelischen Staat vehement. Er deutete diese als ein Zeichen der „moralischen Krise“ der Tschechoslowakei, die ihren Anfang im Slánský-Prozess genommen habe (S. 235). Während sich die tschechischen Führungsglieder des SČSS gegen eine öffentliche Verurteilung und einen Ausschluss Mňačkos

¹ Mňačko, Ladislav: *Wie die Macht schmeckt*. Wien 1967; *ders.*: *The Taste of Power*. London 1967. Nach Mňačkos Rückkehr in die Tschechoslowakei zu Beginn des „Prager Frühlings“ erschienen auch das slowakische Original und die tschechische Übersetzung in den beiden Verlagen des Schriftstellerverbandes: „Slovenský spisovateľ“ (Bratislava 1968) und „Československý spisovatel“ (Praha 1968).

aus dem Schriftstellerverband aussprachen, schloss der slowakische Teilverband im Sinne der Parteilinie und entgegen der internen Meinungsverschiedenheit Mňačko im September 1967 aus seinen Reihen aus.

Abschließend setzt sich Mervart mit den Beziehungen zwischen dem Schriftstellerverband und der KSČ während des „Prager Frühlings“ auseinander. Nach dem Machtantritt des neuen Parteichefs Alexander Dubček war der Schriftstellerverband um eine Annäherung an den KSČ-Apparat bemüht. Unter der Führung Eduard Goldstücker, der der erste Botschafter der Tschechoslowakei in Israel gewesen und im Zuge des Slánský-Prozesses zu einer mehrjährigen Haftstrafe verurteilt worden war, konnte der Verband seine in Folge des Schriftstellerkongresses eingestellte Wochenzeitung nun unter dem Titel „Literární listy“ (Literarische Blätter) wieder herausgeben. Diese entwickelte sich in der ersten Jahreshälfte 1968 zu einem der wichtigsten Medien der Reformkommunisten und veröffentlichte Ende Juni 1968 das von Ludvík Vaculík und anderen verfasste Manifest „Dva tisíce slov“ (Zweitausend Wörter), das nicht nur zur Demokratisierung des Sozialismus „von oben“, sondern auch „von unten“ aufrief. Diese Forderungen gingen den führenden KSČ-Funktionären ebenso wie dem Verbandschef Goldstücker und dem intern zerstrittenen slowakischen Teilverband des SČSS entschieden zu weit.

Mervart bricht seine Studie im Sommer 1968 ab. Dies mag aus einer ereignisgeschichtlichen Perspektive nachvollziehbar sein, im Hinblick auf die Akteure der Studie ist es das nicht. Einige tschechische Verbandsmitglieder trieben ihre Reformbemühungen paradoxerweise gerade erst in den Monaten nach der militärischen Intervention vom August 1968 zur vollen Blüte, was möglich war, da die Herrschaft noch nicht wieder konsolidiert war und die Zensur vorübergehend schlecht funktionierte. So konnte unter anderem ab November 1968 die nichtmarxistische Verbandszeitschrift „Tvář“ unter ihrem Redaktionsvorsitzenden Václav Havel für wenige Monate erneut erscheinen. Die freilich zunehmend beschränkten und schließlich im Sande verlaufenden Aushandlungsprozesse zwischen dem Schriftstellerverband und den kulturpolitischen Funktionsträgern hätten so einen wichtigen Einblick in die Übergangsphase von der kulturellen Liberalisierung zur „Normalisierung“ der Kulturpolitik bieten können.

Insgesamt zeichnet Mervart ein dichtes Bild von den Beziehungen zwischen den Akteuren des Schriftstellerverbandes und den kulturpolitischen Funktionären der KSČ. Er zeigt, dass der Reformprozess nicht geradlinig auf den „Prager Frühling“ von 1968 zulief, worauf bereits einige Forscherinnen und Forscher vor ihm hingewiesen haben. Besonders deutlich arbeitet Mervart dies jedoch am Beispiel der unterschiedlichen Strategien und Haltungen tschechischer und slowakischer Schriftsteller heraus, die auch von einer markanten Ungleichzeitigkeit bestimmt waren: Hatte sich der slowakische Teilverband insbesondere Anfang und Mitte der sechziger Jahre für eine Öffnung des Kulturbetriebs engagiert, so wurden die tschechischen Schriftsteller erst danach zur treibenden Kraft und stießen dann bei der Mehrheit ihrer slowakischen Verbandskollegen mit ihren Forderungen nach Liberalisierung zunehmend auf Unverständnis.

Die Darstellung hätte eine stärkere Überzeugungskraft gewinnen können, hätte Mervart den zeitlichen Rahmen seiner Untersuchung vergrößert und sich mehr auf

die Inhalte der Reformbemühungen als auf eine ereignisgeschichtlich orientierte Darstellung konzentriert. Zu oft verfällt er in eine detailverliebte Rekonstruktion des Ablaufs von Sitzungen und Kongressen (siehe etwa die Darstellung des Vierten Schriftstellerkongresses) und dadurch mitunter auch in die Sprache der Protokolle. Eine explizite Auseinandersetzung mit der bisherigen, vor allem von Literaturwissenschaftlerinnen und Literaturwissenschaftlern zum Thema geleisteten Forschung findet kaum statt, teilweise bleiben wichtige Werke sogar unerwähnt.² Die häufige Aneinanderreihung von Namen erschwert es der Leserschaft zudem, den Überblick über die Akteure des Schriftstellerverbandes und der Partei zu behalten. Bedauerlicherweise verzichtet Mervart auf eine stärkere biografische Verortung seiner Akteure. Die Schriftsteller gehörten nicht nur verschiedenen Generationen an, sondern machten auch innerhalb ihrer jeweiligen Generation völlig unterschiedliche Erfahrungen. So waren einige Akteure des Verbandes jüdischer Herkunft und Überlebende des Holocaust oder hatten – wie im Fall Ladislav Mňačkos – jüdische Familienmitglieder. Um zu verstehen, warum gerade die Kritik der Schriftsteller an der Israel-Politik der ČSSR eine zentrale Rolle in ihren Bemühungen um Reformen spielte, hätte diese Tatsache nicht nur einer Erwähnung, sondern auch einer tiefergehenden Betrachtung bedurft.

Jan Mervarts Buch setzt in der Debatte der neueren tschechischen Zeitgeschichte über die Funktionsweise der sozialistischen Gesellschaft in methodisch-theoretischer wie empirischer Hinsicht leider keine neuen Akzente, mit einer nicht zu unterschätzenden Ausnahme: Er schreibt eine „tschechoslowakische“ Geschichte des Reformprozesses der sechziger Jahre, in der tschechische und slowakische Akteure gleichermaßen zu Wort kommen. Dies mag auf dem ersten Blick banal klingen. Schaut man sich jedoch die zeithistorische Forschung zur Tschechoslowakei nach 1945 näher an, fällt auf, wie tief die Trennung des Landes 1993 auch in den Köpfen von Historikerinnen und Historikern verankert ist. Mervart gelingt es durch seine integrierte Perspektive, das gängige Interpretationsmuster, demzufolge die tschechischen Intellektuellen in den sechziger Jahren um umfassende gesellschaftliche Reformen bemüht waren und die slowakischen Intellektuellen mehr oder weniger „nur“ auf eine Föderalisierung des Landes bedacht waren, in Frage zu stellen.³ Es

² Dies betrifft vor allem die nachfolgenden Studien zur Vor- und Nachgeschichte des Schriftstellerverbandes sowie eine kommentierte Quellenedition der Zeitschrift „Tvář“. Vgl. Bauer, Michal: Ideologie a paměť: literatura a instituce na přelomu 40. a 50. let 20. století [Ideologie und Gedächtnis: Literatur und Institutionen an der Wende der 40er und 50er Jahre des 20. Jahrhunderts]. Jinočany 2003. – Bláhová, Kateřina: Až příliš prozaická skutečnost. Literární život v Čechách mezi lety 1969 a 1989 [Eine allzu prosaische Realität. Das literarische Leben in Böhmen zwischen 1969 und 1989]. In: Kuděj 5 (2003) H. 2, 68-82, und 6 (2004) H. 1, 47-60. – Špirit, Michael (Hg.): Tvář. Výbor z časopisu [Tvář. Auszüge aus der Zeitschrift]. Praha 1995, insb. 671-735.

³ Für eine Neuinterpretation der tschechoslowakischen sechziger Jahre plädierte bereits Scott Brown, auf den sich auch Mervart bezieht. Brown, Scott: Socialism with a Slovak Face: Federalization, Democratization and the Prague Spring. In: East European Politics and Societies 22 (2008) No. 3, 476-496. – Siehe auch Krappf, James: Revolúcia s ľudskou tvárou: politika, kultúra a spoločnosť v Československu po 17. novembri 1989 [Revolution mit menschlichem Antlitz: Politik, Kultur und Gesellschaft in der Tschechoslowakei nach dem 17. November 1989]. Bratislava 2009.

bleibt zu hoffen, dass Forscherinnen und Forscher künftig Mervarts Beispiel aufgreifen und neue Interpretationsansätze der tschechisch-slowakischen Beziehungen (nicht nur) für die sechziger Jahre vorlegen.

Prag/Regensburg

Ines Koeltzsch

Hiekel, Jörn Peter (Hg.): Die Kunst des Überwinterns. Musik und Literatur um 1968.

Böhlau, Köln, Weimar, Wien 2011, 142 S., ISBN 978-3-412-20650-5.

Mit dem kleinen Band zur Musik und Literatur um 1968 wird, ausgehend vom Prager Frühling und dessen Relevanz für die Künste, eine dreifache Intention verfolgt. Ausgelotet werden soll, so der Herausgeber, der Dresdner Musikwissenschaftler Jörn Peter Hiekel, die Möglichkeit des „Überwinterns“ mit und durch eine sich ihre Autonomie zu bewahren versuchende Kunst. Zum zweiten erfasst der Band eine Reihe persönlich gehaltener Erinnerungen von Künstlern an 1968. Und schließlich soll nach den widerständigen Potentialen von Kunst und damit den Möglichkeiten einer Ästhetik des Widerständigen gefragt werden.

Der Schwerpunkt des Bandes liegt dabei auf Analysen der Situation in der Tschechoslowakei und der DDR (mit Ausnahme eines Beitrags zur Musikentwicklung in Ungarn), wobei 1968 als ein „Assoziationsraum gesellschaftlicher Zuschreibungen und auktorialer Selbstdeutung“ verstanden wird – so der Herausgeber in seinem Beitrag „Warum sich jetzt mit ‚1968‘ befassen?“ (S. 9-21, S. 9). Dass dieser Assoziationsraum Relevanz für die Künste besitzt, wird insbesondere in dem umfassenden Beitrag von Walter Schmitz deutlich, der sich mit der Wirkung des Prager Frühlings und dessen militärischer Niederschlagung auf die DDR-Literatur und Kultur befasst (1968 in der DDR. Wahrnehmungsspuren in einem „ruhigen Land“, S. 23-67). Dass im Umfeld der politischen Ereignisse den Künsten insgesamt eine Dimension von Widerständigkeit zugesprochen werden muss, betonen selbstverständlich die mit Erinnerungsbeiträgen beteiligten Komponisten. Widerständigkeit wird dabei nicht als bestimmte Sicht oder Deutung von Gesellschaft verstanden, sondern als Möglichkeit zu kritischer Intervention bis hin zu direktem Widerstand. „Widerständige Musik“, so charakterisiert es Hiekel, „ist in der Regel dadurch gekennzeichnet, dass sie Momente der Brechung oder Infragestellung in sich aufnimmt, die offen sind für die Deutung als gleichsam seismographische Reflexion der Wirklichkeit.“ (S. 15) Ob sich dabei Unterschiede im autonomieästhetischen Zugang zwischen Ost und West konstatieren lassen, wird bei Albrecht von Massow in einem etwas zu knapp gehaltenen Beitrag diskutiert (Autonomieästhetik zwischen Ost und West, S. 83-93). Ausgehend von der Herausbildung der Autonomiepostulate in Abgrenzung zu einer gottes-, natur- oder gesellschaftsgelenkten Vorstellung von Subjekten ohne Autonomie werden Möglichkeiten autonomer Kunstproduktion unter den Bedingungen totalitärer Repression diskutiert. Hierzu hätte man, gerade in der Abgrenzung zur Situation in Westeuropa, gerne mehr gelesen.

Eine wichtige Relativierung gängiger Vorstellungen von 1968 durch die tschechoslowakische Gesellschaft unternimmt Miloš Havelka (Der Prager Frühling in

einer Perspektive generationenspezifischer Erwartungen. Zur Diskussion zwischen Milan Kundera und Václav Havel im Winter 1968/69, S. 103-115). Der Reformprozess des Prager Frühlings repräsentierte eben nicht die Hoffnungen der gesamten tschechoslowakischen Gesellschaft, in der ein Spannungsverhältnis zwischen reformkommunistischen Ambitionen und völlig anders gelagerten Erwartungen an eine sich herausbildende bürgerliche Gesellschaft konstatiert werden müsse. Havelka postuliert eine Akzentverschiebung vom Prager Frühling zum Prager Herbst mit seiner zumindest kurzzeitigen gesamtgesellschaftlichen Solidarität, die früh schon auf Kontroversen um die Deutung des Einmarsches vom 21. August 1968 weise. Diese werden exemplarisch anhand einer Polemik um das „tschechische Schicksal“ zwischen Milan Kundera auf der einen, Václav Havel auf der anderen Seite diskutiert. Ausgehend von unterschiedlichen generationalen Prägungen, Havelka nennt die „Fučík-Generation“, die „Kohout-“ und die „Havel-Generation“, entwickelte sich innerhalb der entstehenden Dissidenz eine Kontroverse um den Stellenwert des Prager Frühlings, dessen Fortwirkung entweder postuliert, so von Kundera, oder vehement bestritten wurde, so durch Havel. „Die Kohout-Generation“, zu der Kundera gerechnet wird, habe sich nach Jaroslav Střítecký ‚von Karl Marx zu František Palacký zurückgezogen, vom Klassenkampf zur Nation, was nicht nur das ‚restaurativ-konstruktive Vergessen‘ der eigenen, politisch kompromittierten Jugendzeit ermögliche, sondern auch, sich zugleich erneut als eine politische Avantgarde zu verstehen‘. (S. 113)

Die Beiträge vermitteln in ihrer Summe einen facettenreichen Blick auf den Prager Frühling und seine Wahrnehmung. Gerade aus der Wahrnehmung der Künstler erhält dieses zentrale Ereignis der politischen Geschichte eine besondere erinnerungskulturelle Bedeutung, deren Tiefenwirkung an vielen Stellen immer wieder deutlich wird.

Weimar

Steffen Höhne

Elman Zarecor, Kimberly: Manufacturing a Socialist Modernity: Housing in Czechoslovakia, 1945-1960.

University of Pittsburgh Press, Pittsburgh, P.A. 2011, XIV u. 383 S., ISBN 978-0-8229-4404-1.

“Few building types are as vilified as the socialist housing block” (p. 1), asserts Kimberly Elman Zarecor in the first sentence of her book on the evolution of architectural practice and housing design in Czechoslovakia between 1945 and 1960. Indeed, some readers might already be thinking there is little worth examining in the history of Eastern Bloc residential architecture, but Zarecor demonstrates this is a subject relevant for deepening scholarly knowledge of substantive topics. Careful study of Czechoslovak socialist housing design sheds further light on opportunities for professional and artistic autonomy from strict Communist Party control in Eastern Europe, the fragmented, non-monolithic nature of party power, and Czechoslovakia’s unique path to socialism independent of Soviet dictates. It also uncovers the long- and short-term ingredients that combined together to create a hous-

ing policy privileging the construction of large prefabricated, standardized apartments over smaller, more artistic dwellings.

This richly illustrated book outlines an important development in Czechoslovak architectural practice during the first fifteen years after World War II – one with ties to interwar modernism. In her introduction Zarecor writes that she “chronicles changes in the [architecture] profession following the transition to state socialism, when architects became technicians and industrial producers rather than artists and individual creators” (p. 5). Five chapters comprise the book’s body. Moving chronologically, they introduce Czechoslovak modernist architecture in the interwar period, delve into design and professional practice in the immediate post-war years before the Communist takeover in 1948 and the period of socialist realism, and introduce housing during the thaw when the panel house (the “panelák”) became ubiquitous in socialist Czechoslovakia. Zarecor draws evidence from a rich variety of sources, including “Architektura ČSR”, the leading architectural journal in socialist Czechoslovakia, and the archival collections of the Ministry of Building and the Ministry of Technology, among others.

Chapter 1, “Phoenix Rising: Housing and the Early Debates on Socialist Modernity,” introduces the Block of Progressive Architectural Associations (BAPS), formed shortly after the end of Nazi occupation. Members included important left-wing modernist architects from the interwar period, many of them members of the Union of Socialist Architects which initiated BAPS’ creation. Their political orientation contributed to their calls for industrially produced housing for the masses, design based on scientific research and analysis rather than artistic considerations, close working relations between architects and the state, nationalization and state control of the economy, and “reorganizing the mechanisms of architectural design and construction along a collective model” (p. 14). Zarecor argues that due to BAPS “the architectural profession had already started the transformation from capitalist to socialist practice even before the Communist takeover” (p. 15). The Litvínov Collective House in northwestern Bohemia, and Model Housing Developments in Most, Kladno, and Ostrava illustrate the chapter’s main points.

Czechoslovak architectural practice and housing design during the two years after the 1948 Communist takeover are discussed in Chapter 2, “Typification and Standardization: Stavoprojekt and the Transformation of Architectural Practice.” In June 1948 the Czechoslovak Building Works was created and placed under the Ministry of Technology. This national enterprise consolidated formerly private construction businesses and design firms under state control and absorbed them in the growing planned economy. In September 1948 the enterprise’s design wing, Stavoprojekt, began operation. The Czechoslovak Building Works was dissolved in 1951, but Stavoprojekt existed until after 1989. Zarecor writes that, despite state efforts to constrain architectural practice, “hesitancy allowed the architectural leadership to act relatively independently and with its own agenda, at least for a few years” (p. 72). Even so Stavoprojekt architects, many with ties to left-wing interwar modernism, pursued standardized models, scientific inquiry, and collective work – all key ingredients in socialist housing policy in Czechoslovakia. Stavoprojekt designers created

housing types, known as the T-series, which initially consisted of six basic models that could be built using industrial methods.

Chapters 3 and 4, “National in Form, Socialist in Content: Sorela and Architectural Imagery” and “A Vision of Socialist Architecture: The Late Career of Jiří Kroha,” treat architectural practice and housing design during the period of socialist realism in Czechoslovakia. At this time “a virulent campaign was under way to purge ‘class enemies’ from the party” (p. 115) and “the government’s relatively hands-off approach of the previous two years gave way to a concerted effort to force architects to comply with socialist realist methods” (p. 131). Still, Zarecor portrays architectural practice in this brief period as more artistic than in other postwar years covered in the book. Rather than merely imposing a uniform Soviet template onto Czechoslovakia, socialist realism also pushed Czech and Slovak architects to find unique national solutions to design, often borrowing from the past. Kroha’s housing development in Nová Dubnica in northwestern Slovakia is one example of socialist-realist housing with artistic touches.

Chapter 5, “The Industrialization of Housing: Zlín and the Evolution of the Panelák,” details the early history of large panel-house construction and introduces Czechoslovak housing design during the thaw when, after socialist realism, architects returned to standardization and typification. Discussed here are international examples of panel housing, research in the Institute of Prefabricated Buildings around 1950, and the “G-buildings” series developed in Gottwaldov (formerly Zlín and home of the capitalist Baťa Shoe Company, one source of inspiration for socialist housing). Institutional changes affecting architectural practice and housing are also presented, including the 1956 establishment of the Central Administration for Housing and Civic Building, which managed all aspects of housing in a single body (it was placed under the State Committee for Construction in 1958). The Central Administration ignored aesthetic questions and “focused on improving fulfillment numbers, decreasing unit size [...], and implementing new building technologies such as structural panels and lightweight concrete” (p. 290).

The book contains a conceptual tension. Zarecor often argues that architects were able to maintain some relative professional autonomy or agency in the face of Communist Party power. Her introduction tells us the shift from artistic to technical practice was not caused by “the Communist Party as the single entity driving cultural production;” it resulted in significant part from some architects’ “long-held political beliefs about the potential of socialist society” (p. 6). Yet, in the volume’s final pages she concludes, “In the end, architects’ concerns for aesthetics had no traction against the budgetary and material constraints imposed by the planned economy” (p. 292). Revision of the introduction could help resolve this tension, as could more attention to how socialist housing policy in Czechoslovakia resulted from complex ongoing power struggles, in which state-society relations and party ideology were mutually constituted. More details about the extent of need for housing and alternative architectural visions in postwar Czechoslovakia would further illuminate opportunities architects had to affect policy and determine cultural politics in the socialist period and enrich this well-researched, significant book.

Spurný, Matěj: Nejsou jako my: Česká společnost a menšiny v pohraničí (1945-1960) [They are not like us: Czech society and minorities in the borderlands (1945-1960)].

Antikomplex, Praha 2011, 373 S., ISBN 978-80-904421-3-9.

Matěj Spurný is one of a handful of bold, young historian-activists who have reconsidered the history and legacy of the expulsion of Czechoslovak Germans after World War II. Spurný's latest book, "Nejsou jako my: Česká společnost a menšiny v pohraničí", is an impressive work of engaged academic history that carefully considers the treatment of minorities in Czechoslovakia both before and after the establishment of a Communist dictatorship in 1948. Spurný uses the Czechoslovak margins (borderlands, minorities) to press for a reconsideration of both the nature and the periodization of the Communist dictatorship. His well-documented conclusions are often surprising: popular pressure for "cleansing" of Germans and other "unreliable elements" was a driving force both before and after the Communist seizure of power in 1948; for many minorities, the Stalinist dictatorship could be more emancipatory than repressive; far from "totalitarian," the Czechoslovak state of the 1950s was highly differentiated, both within different ministries and at different levels (local, regional, and central). In other words, we should rethink the common perception that Czechoslovakia's Stalinist dictatorship was monolithic, imposed from abroad, maintained entirely by repression, and lacking popular legitimacy.

The book begins with a concise overview of post-war expulsions and resettlement, with an emphasis on the discourses and social practices that accompanied this massive movement of populations from 1945 to 1947. Though painstakingly planned by the state, the reengineering of populations was far from smooth. With the state focusing on "national, strategic, and economic interests," it neglected key elements of community building: a sense of home/belonging, a relationship to landscape and local history, and a related local patriotism (47-48). As a result, the resettled borderlands were rife with petty crime, dilapidated homes, and itinerant inhabitants. Newly arrived "Gypsies" (Roma) from Slovakia and other minorities became scapegoats for these broader symptoms of un-rootedness in the resettled borderlands.

The next chapter shows how the widely popular "cleansing" of Germans came quickly to encompass other minorities and "unreliable persons" in the borderlands from 1945 to 1947. The urge to cleanse, Spurný writes, is the "other side of the coin of revolutionary optimism, a fundamental element of an engineer's approach to society" (p. 103). Spurný emphasizes that both social engineering and cleansing originated in the immediate post-war period, an era commonly thought to be a democratic prelude to the Communist dictatorship. Though Communists were adept at mobilizing the "material and symbolic capital" of cleansing and resettlement (p. 40), the height of cleansing rhetoric and actions came over a year before the establishment of their dictatorship. In fact, Spurný argues, the Communist Party wound down cleansing rhetoric and official discrimination against minorities in the late 1940s, after the Party had consolidated its control of the state.

Three case studies comprise the second half of the book: the small German minority remaining in Czechoslovakia after 1947; Gypsy (Roma) migrants from Slovakia; and Czech re-emigrants from the Volhynian region of Soviet Ukraine. All three

groups were concentrated in the borderlands and were looked upon with suspicion (as “unreliable”) by many officials and local inhabitants from 1945 through 1960. After the Communist Party seized full control of the state in 1948, the central government gradually tried to integrate these minorities into socialist Czechoslovakia, inspired by the emancipatory (and internationalist) ideology of revolutionary communism, a need for labor, and a desire to widen the regime’s base of support. Concessions to Germans and Roma proved unpopular with many local officials and residents of the borderlands, who used both legal and extra-legal means of isolating and even removing unwanted minorities. As Spurný writes, sometimes

[...] the public demand for different forms of cleansing and forced regulation of life in minority communities was so strong that the power elites of the socialist dictatorship had to satisfy it, even at the cost of renouncing the emancipation project that they liked to think they were implementing. (p. 347)

A notable example was the pressure “from below” to change course on Gypsy policy in the mid-1950s, from social amelioration (by providing education and housing) to close regulation and policing. Indeed, local communist officials had long defied central directives on the treatment of the Roma, preferring repression to the “patience” urged by the Ministry of Interior (p. 266).

Spurný uses these cases to urge a reconsideration of the Communist dictatorship during the Stalinist 1950s. First, he argues, there were substantial continuities of cleansing rhetoric and discrimination against minorities from 1945 to the late 1950s. Even though the Communist elite turned away from discrimination against ethnic minorities by the late 1940s, both discourses and practices of cleansing persisted on the local and regional level throughout the 1950s. Second, the Communist regime underwent a substantial change of orientation in the second half of the 1950s, a period Spurný provocatively refers to as the “first normalization” (p. 343). This was above all a shift from revolutionary idealism (emancipation and the new socialist man) to a conservative dictatorship devoted to keeping order. Spurný’s evidence on Gypsy policy suggests that the “energy and dynamism” of repressive policies came from below and proved a “successful legitimating strategy” for the Communist Party (p. 340) both in the immediate post-war period and in the second half of the 1950s. As Spurný points out, many of the leading Communist reformers of the 1960s had been revolutionary idealists in the early Stalinist era, only to be disillusioned by the more conservative dictatorship that followed.

This is a self-consciously anti-parochial book, using closely researched case studies to widen and deepen historiography of Czech Stalinism and “modern dictatorships” more generally. There are at least two elements crucial to Spurný’s efforts to “come to terms” with both the expulsion of Czechoslovak Germans and the experience of Communist dictatorship. First he situates each in a broad geographical and conceptual context. Ethnic and social cleansing were characteristic of a wide range of states in the mid-twentieth century, both dictatorships and democracies. Czechoslovakia was both a democracy and a dictatorship, twice over, during the height of the cleansing wave from the 1930s to the 1950s, making it an excellent laboratory for comparing and connecting cleansing under different kinds of regime. Spurný is exceptionally thorough and convincing in locating both continuities and discontinu-

ities in the treatment of minorities after the establishment of a Communist dictatorship in 1948. Second, Spurný suggests that Czechs (and others) need to study and acknowledge popular complicity in both ethnic cleansing and modern dictatorships. In “Nejsou jako my”, Spurný convincingly connects the two:

The purification of society, which brought about different forms of repression and terror, was, first of all, an expression of the society's will, and not only a method used by those in power to intimidate their subjects. In forming [this] Czechoslovak society, the Communist Party mostly drew energy and dynamism from the bottom, and using this dynamism was a successful legitimization strategy throughout the 1940s and 1950s. (p. 348)

In other words, “coming to terms” with the past also means taking both collective and personal responsibility for that past (and its legacies in the present). With this engaging, yet deeply researched book, Spurný helps to lay a scholarly foundation for an ongoing revision of the history and memory of the Czechs' jagged twentieth century.

Vancouver

Eagle Glasheim

Pehr, Michal: Zápas o nové Československo 1939-1946. Válečné představy a poválečná realita [Der Kampf um die neue Tschechoslowakei 1939-1946. Vorstellungen während des Krieges und die Realität der Nachkriegszeit].

Lidové Noviny, Praha 2011, 235 S., zahlr. Abb. (Knižnice dějin a současnosti 41), ISBN 978-80-7422-082-1.

Die vor allem im tschechischen Exil so beliebte These, die kommunistische Machtübernahme vom Februar 1948 sei ein geplanter, von einer kleinen, straff organisierten Gruppe durchgeführter Betrug gewesen, gilt in der Historiografie als längst überwunden. Wie es allerdings dazu kommen konnte, dass die Kommunistische Partei der Tschechoslowakei (Komunistická strana Československa, KSČ) ihre Position in der Regierung wie in der Gesellschaft so effektiv aufbauen konnte, dass ihr knapp drei Jahre nach Kriegsende eine glatte Machtübernahme gelang, ist nach wie vor eine viel diskutierte Frage und erfreut sich in der Geschichtsschreibung eines großen Interesses.

Auf diesem Feld ist Michal Pehrs Herangehensweise insofern neu, als er sich nicht auf die drei „Schicksalsjahre“ zwischen Mai 1945 und dem „Siegreichen Februar“ konzentriert, sondern die Entwicklung in der Nachkriegstschechoslowakei bis zur ersten Parlamentswahl von 1946 mit den Zukunftsplänen vergleicht, die während des Krieges unter Tschechen im „Protektorat“ und der politischen Führung im Exil entwickelt wurden. Dabei geht es Pehr nicht darum, die historischen Fakten zusammenzufassen, sein Ziel ist vielmehr, einen Überblick über Konzepte für den Wiederaufbau der Republik zu bieten, die dann mit der Nachkriegsrealität konfrontiert werden. Davon erhofft sich der Autor Erkenntnisse über Kontinuitäten wie Diskontinuitäten zwischen der Kriegs- und der Nachkriegszeit.

Dies geschieht in insgesamt elf Kapiteln, die sich je einem der als zentral bezeichneten Probleme der Nachkriegstschechoslowakei widmen. Drei große Bereiche stehen im Mittelpunkt: das Territorium der neuen Republik, die Nationalitätenfrage und das neue politische System.

Die Skizze der Diskussionen über die Grenzen der Tschechoslowakei nach dem Krieg zeigt, wie mannigfaltig die Vorstellungen über die Gebietsgewinne nicht nur bei den Vertretern der Exilregierung waren. Auch Aktivisten im Protektorat entwarfen Konzepte, die von utopischen Träumereien wie einer Erweiterung der Tschechoslowakei bis Dresden oder sogar einer „Rückgabe“ Liechtensteins bis hin zu realistischeren Einschätzungen reichten, die allerdings immerhin mit Gebietsgewinnen um einige Teile Polens, Ungarns oder Österreichs rechneten. Hier ist die Diskrepanz zu der tatsächlichen Entwicklung nach 1945 besonders auffällig, kam es doch nicht nur zu keiner territorialen Ausdehnung der Tschechoslowakei, sondern vielmehr zu deren Verkleinerung um die Karpaten-Ukraine.

Interessant sind auch die verschiedenen Föderationspläne, die nicht nur tschechische, sondern u. a. auch britische Experten für Mitteleuropa nach dem Krieg entwarfen und von denen sich schließlich kein einziger als durchführbar erweisen sollte.

Die Nationalitätenprobleme werden in drei Kapiteln abgehandelt und beschränken sich nicht auf die bis heute kontrovers diskutierte Frage der Aussiedlung der Deutschen, auch wenn dieser – ihrer Bedeutung entsprechend – das umfangreichste Kapitel gewidmet ist. Pehr bemüht sich sichtbar, eine moralische Beurteilung bei der Schilderung der Lösungskonzepte und ihrer Entwicklung während des Krieges zu vermeiden, auch wenn er schließlich doch nicht ohne eine vorsichtige Stellungnahme zu diesem „bei uns so viel diskutierten Thema“ (S. 108) auskommt: Aufgrund der Kriegsergebnisse sei ein weiteres Zusammenleben von Tschechen und Deutschen nach dem Krieg nicht möglich gewesen sei. Allerdings lasse sich nicht sagen, was geschehen wäre, hätten die Großmächte die Abschiebung nicht bewilligt.

Aufschlussreich sind in diesem Kontext auch die anderen Minderheiten, u. a. Polen und Ruthenen, sowie die Pläne bezüglich der ungarischen Bevölkerung, die ursprünglich auch ausgesiedelt werden sollte. Unter internationalem Druck wurde die Aktion schließlich auf einen „Austausch“ von Slowaken aus Ungarn und Ungarn aus der Slowakei reduziert. Angesprochen wird nicht zuletzt die keineswegs so harmonische Beziehung zwischen Tschechen und Slowaken. Parolen von slowakischen „Verrätern“ einerseits und tschechischen „Unterdrückern“ andererseits bestimmten die damalige Diskussion genauso wie das Verlangen nach größeren Zugeständnissen auf der slowakischen und der Unwille, diese zu erfüllen, auf der tschechischen Seite. Dabei gelangt Pehr zu der These, dass diese Probleme trotz vieler Lösungsansätze weitgehend ungelöst blieben und allein die kommunistische Machtübernahme 1948 eine Eskalation verhindern konnte.

Das letzte Drittel des Buches ist dem neuen politischen System gewidmet, strukturiert in drei chronologische Etappen: die Verhandlungen während des Krieges, die Regierung der Nationalen Front nach der Verabschiedung des Kaschauer Regierungsprogramms vom April 1945 und schließlich der Wahlkampf im Vorfeld der ersten Parlamentswahl im Mai 1946. Während die ersten zwei Teilkapitel einen eher faktografisch angelegten Überblick darüber bieten, wie die Kommunisten zu den wichtigsten Posten in der Regierung kamen, bietet der letzte Teil einen originellen Blick auf die Wahlkampfstrategien der Parteien. War noch im März 1946 verabredet worden, sich auf der gemeinsamen Grundlage des „Kaschauer Regierungspro-

gramms“ sachlich auseinanderzusetzen, wurde der Ton schärfer, je näher die Wahlen rückten, wechselseitige Diffamierungen waren an der Tagesordnung. Und jede Partei versuchte zu vermitteln, dass sie felsenfest an ihren eigenen Sieg glaubte. Pehr zeigt aber auch, wie überlegen die Methoden der KSČ waren und wie groß der Vorsprung, den sie sich durch ihre rastlosen Aktivitäten verschaffte.

Mit der Wahl vom Mai 1946, bei der die Kommunisten die meisten Stimmen erhielten, gelangt Pehr an das Ende seines Untersuchungszeitraums. Er gibt aber noch einen Ausblick auf die weitere Entwicklung, schließlich sieht er in den Wahlen die Vollendung des Aufbaus der Staatsverwaltung nach dem Krieg und den Ausgangspunkt für den kommunistischen Putsch im Februar 1948. Dank der gewonnenen Posten, aber auch dank zahlreicher Fehler der anderen Parteien, so Pehr, konnte die KSČ schließlich die Macht ganz in die eigenen Hände nehmen.

Ob man Pehrs Versuch, tschechische politische Konzepte der Kriegs- und frühen Nachkriegszeit miteinander zu vergleichen, für gelungen hält, liegt wohl an der Erwartungshaltung, mit der man sein Buch zur Hand nimmt. Einen erschöpfenden Überblick über die ideologischen Strömungen in der tschechoslowakischen Gesellschaft zwischen 1939 und 1946 hat Pehr nicht geschrieben. So verdienstvoll es ist, die traditionelle Periodisierung zu durchbrechen und nach Kontinuitäten und Brüchen zwischen Kriegs- und Nachkriegszeit zu fragen, so führt die Gliederung doch mitunter zu Unklarheiten und Redundanzen. Der rote Faden, der eigentlich durch den Vergleich gebildet werden sollte, zieht sich nicht ganz konsequent durch den Text. Beispielsweise setzt keine der Einzelstudien wirklich im Jahr 1939 ein; die letzten zwei Kapitel nehmen dann kaum noch Bezug auf das Geschehen vor 1945. Dennoch führt der originelle Ansatz zu vielen Denkanstößen, überraschenden Einsichten und neuen Interpretationen von Themen, von denen man meinen könnte, sie seien längst erschöpfend erforscht und diskutiert. Das lesenswerte Bändchen besticht zudem durch zahlreiche Grafiken und Fotos.

München

Marie Talířová

Gerwarth, Robert: Reinhard Heydrich. Biographie.

Siedler, München 2011, 480 S., ISBN 978-3-88680-894-6.

Die zugleich in englischer und deutscher Sprache¹ veröffentlichte Biografie von Robert Gerwarth entwirft auf breiter Quellenbasis und weitgehend auf der Höhe der NS-Forschung eine plausible Deutung der Persönlichkeit und Karriere Reinhard Heydrichs (1904-1942). Als Chef des Reichssicherheitshauptamtes (RSHA) der SS und maßgeblicher Mitorganisator des Gestapoterrors im NS-beherrschten Europa sowie als Organisator der Judenvernichtung war Heydrich nach Heinrich Himmler der wichtigste Vollstrecker des nationalsozialistischen Rassenwahns. Seine Funktion als Schlüsselfigur der NS-Vernichtungspolitik, seine Stilisierung zum SS-Mann par excellence durch die Nationalsozialisten, die nach dem erfolgreichen Attentat zweier Soldaten der tschechoslowakischen Auslandsarmee am 27. Mai 1942 in Prag noch

¹ Englische Ausgabe: Hitler's Hangman: The Life of Heydrich. Yale University Press 2011. – Die folgenden Seitenangaben nach der deutschen Ausgabe.

erheblich gesteigert wurde, ließen Heydrich zu einem der gefürchtetsten und faszinierendsten NS-Politiker und -Verbrecher werden. Angesichts des publizistischen und historischen Interesses an Heydrich ist es erstaunlich, dass Gerwarths Buch die erste umfassende wissenschaftliche Biografie Heydrichs darstellt, die nicht nur Teilbereiche von dessen Leben und Tätigkeit abdeckt. Da eifrig kolportierte Gerüchte und mit großer Vorsicht zu genießende Nachkriegsaussagen ehemaliger Mitarbeiter oder sonstiger Weggefährten Heydrichs Bild in der Publizistik bisher stark verzerrt haben, kommt der Studie das Verdienst zu, dieses Bild entdämonisiert zu haben. Ist sie deshalb aber eine „Maßstäbe setzende“ Studie, wie Hans Mommsen in seiner Rezension für die Frankfurter Rundschau geschrieben hat?²

Der Autor zeichnet Heydrich als „einen zunehmend von der eigenen Sendung überzeugten genozidalen Massenmörder aus der Mitte der deutschen Gesellschaft“ (S. 15), und eine der Stärken der Untersuchung liegt gewiss darin, den gutbürgerlichen familiären Hintergrund Heydrichs, dessen Vater ein angesehenes Konservatorium in Halle an der Saale betrieb, gründlicher als bisher ins Auge gefasst zu haben. Der Niedergang des elterlichen Konservatoriums infolge des Krieges und der wirtschaftlichen Verwerfungen der Zwischenkriegszeit sowie das Scheitern seiner Karriere bei der Marine – er wurde infolge eines ehrengerichtlichen Verfahrens 1931 entlassen –, warfen den „unsicheren und eher apolitischen Einzelgänger“ (S. 12) Heydrich zwar aus der bis dahin respektablen Karrierebahn. Anders als viele andere Angehörige der Kriegsjugendgeneration sei er jedoch auf der Suche nach einem Schuldigen für sein Scheitern noch nicht zum Antisemiten geworden und erst relativ spät zum Nazi. Erst innerhalb der SS, zu der er gekommen sein soll, um weiter in Uniform Karriere machen zu können sowie um „das Vertrauen“ seiner Verlobten Lina von Osten und deren nationalsozialistischer „Familie zurückzugewinnen“ (S. 67 f.), sei er politisch radikalisiert und zum ideologisch musterhaften Nazi geworden. Leider sind die erhaltenen zeitgenössischen Quellen, die etwas über Heydrichs politische Ansichten bis 1931 aussagen, sehr spärlich, so dass man sich für seine angeblich nicht vorhandene Affinität zum Nationalsozialismus wohl notgedrungen auf die Erinnerungen Lina Heydrichs verlassen muss.³ Stimmt diese Annahme des Autors, wäre es lediglich Heydrichs „großem Ehrgeiz und dem verbissenen Willen, nie wieder zu scheitern“ (S. 13), sowie biografischen Zufällen geschuldet, dass er als Spät- und Seiteneinsteiger den Weg zu Himmler fand und „de facto nach 1933“ (S. 74) dessen Stellvertreter wurde. Wie viele andere wichtige Funktionäre Himmlers nutzte demnach auch Heydrich die ihm gebotene „zweite Chance“ (S. 71) und fand vielleicht in der NS-Ideologie auch vermeintliche Erklärungen für das Scheitern seiner militärischen Karriere und bürgerlichen Existenz in der ungeliebten Weimarer Republik.

² Mommsen, Hans: Bürokratische Ideologietreue und mörderischer Fanatismus. Robert Gerwarths Biographie über Reinhard Heydrich, einen der Initiatoren der Vernichtungs- und Ausrottungspolitik der Nazis. www.fr-online.de/kultur/biographie-ueber-heydrich-bue-rokratische-ideologietreue-und-moerderischer-fanatismus,1472786,11330946.html (letzter Zugriff: 01.08.2012).

³ Heydrich, Lina: Leben mit einem Kriegsverbrecher. Pfaffenhofen 1976.

Die Darstellung von Heydrichs rasantem Aufstieg innerhalb des SS-Repressionsapparates sowie seine maßgebliche und vorantreibende Rolle bei der ständigen Ausweitung der Kompetenzen dieses Apparates ist auf der Höhe der Forschung und knüpft inhaltlich in vielem an die umfassende Himmler-Biografie von Peter Longe-
 rich an.⁴ So hebt auch Gerwarth die „engste Zusammenarbeit und gegenseitige Wertschätzung“ (S. 71) beider Männer hervor, wobei Heydrich als ebenso skrupelloser wie energischer Vollstrecker der ideologischen Vorgaben Hitlers und Himmlers fun-
 gierte und mit mörderischer Effizienz „die dystopischen Utopien der NS-Führung in die Tat“ (S. 75) umsetzte. Durch die Präsentation oft übertriebener Bedrohungs-
 szenarien für das Reich und die NS-Bewegung, die angeblich nur durch die SS abge-
 wendet werden konnten, trieb Heydrich sowohl seine eigene Karriere als auch die
 von Himmler betriebene Verschmelzung von SS und Polizei zu einem Staatsschutz-
 korps außerhalb staatlicher Kontrolle voran. Wie für das gesamte NS-Regime ist
 auch bei Heydrich eine kumulative Radikalisierung⁵ zu konstatieren, die sich nach
 der „Machtergreifung“ 1933 immer hemmungsloser gegen echte und vermeintliche
 Feinde wandte und schließlich in der Vernichtungspolitik während des Krieges gip-
 felte. Gerwarth zufolge hat Heydrich die jeweiligen Feindbilder von Himmler über-
 nommen (und geteilt), ferner habe auch Werner Best, Heydrichs zeitweiliger Stell-
 vertreter und Verwaltungschef, als Schlüsselfigur zu Heydrichs Entwicklung zum
 ebenso ideologisch unbedingten wie rigoros und skrupellos agierenden Chef des
 Reichssicherheitshauptamtes beigetragen (S. 97). Die von Gerwarth publizierten
 Briefe Heydrichs an seine Frau, vor allem der testamentarische vom 1. September
 1939 (S. 174), und deren Mutter Mathilde von Osten belegen eindrucksvoll Hey-
 drichs zunehmende Radikalisierung und Selbststilisierung. Heydrich habe sich
 „erfolgreich als ein vorbildlicher Nationalsozialist neu erfunden“ und „fest an seine
 neue Identität“ (S. 174) geglaubt. Hitler und Himmler schätzten seine „Fähigkeit, die
 radikalsten Politikinitiativen des Regimes durch kompromisslose Maßnahmen in die
 Tat umzusetzen“ (S. 140), so auch in der so genannten Judenpolitik, in der Heydrich
 bereits 1936 eine „Führungsrolle“ (S. 124) erlangt hatte, ohne dass die Befehlskette
 Hitler-Göring-Heydrich etwa sein Verhältnis zu Himmler belastet hätte. Auch hier
 war Heydrich nicht „theoretischer Kopf“, sondern „Mann der Tat und der Imple-
 mentierung von Politikzielen, die andere entwickelten“ (S. 119). Gerwarth zeigt
 überzeugend, dass Heydrich „als zentraler Vollstrecker der nationalsozialistischen
 Terrorpolitik“ (S. 354) eben nicht „Himmlers Hirn“⁶ oder der böse Genius war, als
 der er so oft dargestellt wurde, sondern ein williger, besonders skrupelloser und fähi-
 ger Vollstrecker Himmlers und Hitlers, der „das pervertierte Moralverständnis“
 (S. 180 f.) Himmlers völlig teilte und dessen Führungsstil kopierte (S. 234 f.), um die
 ihm unterstellten Einsatzgruppen der Sicherheitspolizei und des SD zu Mordaktio-
 nen zu motivieren, die „anständig“, zielgerichtet, sachlich und unauffällig durch-
 geführt werden sollten.

⁴ Longe-*rich*, Peter: Heinrich Himmler. Biographie. München 2008.

⁵ Vgl. Mommsen, Hans: Der Nationalsozialismus. Kumulative Radikalisierung und Selbst-
 zerstörung des Regimes. In: Meyers Enzyklopädisches Lexikon. Bd. 16. Mannheim 1976,
 785-790.

⁶ Vgl. Binet, Laurent: HHHH. Himmlers Hirn heißt Heydrich. Hamburg 2011.

Der Autor zeichnet Heydrichs zentrale Rolle bei der „rassischen Neuordnung“ Europas mittels immer umfangreicherer Umsiedlungs- und Deportationsvorhaben, bei der Vernichtung der europäischen Juden und der Verfolgung bzw. Vernichtung echter oder vermeintlicher „Reichsfeinde“ sehr kenntnisreich nach. Hierbei macht er eine kumulative Radikalisierung plausibel, die sich nicht nur allgemein in der Politik des „Dritten Reiches“ niederschlug, sondern sich auch speziell bei Heydrich seit Kriegsbeginn und vor allem mit dem Überfall auf die Sowjetunion (S. 213, 232) zeigte. Heydrichs „Machbarkeitswahn“ (S. 353) infolge der Siege der ersten Kriegsjahre habe zu gigantomanischen Neuordnungsplänen beigetragen, deren für ihn frustrierendes (S. 200, 229) Scheitern dann zu einer weiteren Radikalisierung führte und zu „der schrittweisen Entfesselung der immer systematischeren Massenmorde“ (S. 257), vor allem an den Juden, als „Ausweg aus dieser festgefahrenen Situation“ (S. 236), die er selber mit heraufbeschworen hatte.

Während der Autor das „big picture“ der NS-Rassen- und Vernichtungspolitik sowie deren prozesshaften Charakter mit verschiedenen Radikalisierungsschüben überzeugend zu zeichnen vermag, fällt der Teil der Studie, der Heydrichs Amtieren als Stellvertretender Reichsprotektor in Prag behandelt, drastisch ab. Die entsprechenden Kapitel sind offenbar mit heißer Nadel gestrickt worden. Das zeigt sich an den vielen kleinen Fehlangaben und -deutungen, wenn etwa die Einwohnerzahl des Protektorates um mehr als drei Millionen Menschen zu hoch veranschlagt (S. 278) oder „Der neue Tag“, die offiziöse deutsche Tageszeitung im Protektorat, als „gleichgeschaltete [...] Zeitung“ (S. 291) klassifiziert wird. Die Liste derartiger vielleicht nicht sorgfältigem Lektorat geschuldeter Fehler ließe sich erheblich verlängern, gravierender ist allerdings die augenscheinliche Unkenntnis von Schlüsseldokumenten zur Protektoratspolitik, die der Autor nicht herangezogen hat, obwohl sie über in der Bibliografie angeführte Dokumentationen greifbar gewesen wären. Wenn Gerwarth schreibt, Heydrich habe seine Protektoratspolitik „improvisieren“ (S. 282) müssen, ist ihm offenbar nicht bekannt, dass Heydrich Karl Hermann Franks „Denkschrift über die Behandlung des Tschechen-Problems und die zukünftige Gestaltung des böhmisch-mährischen Raumes“ vom 28. August 1940, die von Hitler ausdrücklich als Grundlage der Protektoratspolitik gebilligt worden war, von Himmler vorgelegt bekam und Frank eine schriftliche Stellungnahme zu dessen Konzeption schickte. Gerwarth kennt weder Franks Denkschrift noch Heydrichs Stellungnahme, obwohl beide in zwei von ihm verwendeten Dokumentationen publiziert wurden.⁷ Nur so ist erklärlich, dass er den wörtlich in Franks Denkschrift vorkommenden Grundsatz „Zuckerbrot und Peitsche“ Heydrich zuschreibt (S. 291), ebenso die „Absicht, die tschechische Bevölkerung zu entpolitisieren“ (S. 292). Auch „Heydrichs Verwaltungsreform“ (S. 285) war die beschleunigte

⁷ *Kárný, Miroslav / Milotová, Jaroslava* (Hgg.): *Anatomie okupační politiky hitlerovského Německa v „Protektorátu Čechy a Morava“*. Dokumenty z období říšského protektora Konstantina von Neuratha [Anatomie der Besatzungspolitik Hitlerdeutschlands im „Protektorat Böhmen und Mähren“]. Dokumente aus der Zeit des Reichsprotektors Konstantin von Neurath]. Praha 1987, 337-339; *Král, Václav* (Hg.): *Die Deutschen in der Tschechoslowakei 1933-1947*. Dokumentensammlung. Prag 1964, 427 f.

Umsetzung des bereits von Frank formulierten Konzepts, den tschechischen Verwaltungsapparat unter Kontrolle und Leitung relativ weniger deutscher Beamter die eigentliche Verwaltungsarbeit machen zu lassen. Angesichts dessen ist die Annahme, Heydrich habe „die Protektoratsverwaltung nach dem Vorbild des RSHA zu reformieren“ (S. 287) versucht, recht verwunderlich. Man kann generell feststellen, dass jeder Einzelbereich von Heydrichs Besatzungspolitik bereits in Franks Denkschrift von 1940 knapp skizziert war. Was Heydrich in seiner zustimmenden Stellungnahme vom 14. September 1940 hinzufügte, war lediglich ein Aspekt, der – in Übereinstimmung mit Himmlers und Franks Intentionen – der SS eine Schlüsselstellung in der so genannten Tschechenpolitik zuwies. Heydrich empfahl nämlich „das sofortige Inangriffnehmen der völkischen Bestandsaufnahme“ durch SS-Rasseprüfer, die „rein blutlich gesehen die Festsetzung des Prozentsatzes [der tschechischen Bevölkerung, R. K.], der überhaupt, unabhängig von seiner Gesinnung, zur Eindeutschung in Frage kommt“, erbringen sollte. Es ist aber wiederum falsch, dass „unter Heydrichs Herrschaft in Prag [...] der Prozess der völkischen Bestandsaufnahme und Registrierung erheblich intensiviert“ (S. 308) worden sei, er wurde vielmehr erst vorbereitet und lief später an. Ebenso irrig ist die Einschätzung, die SS habe im Protektorat Besatzungspolitik betreiben können, „ohne sich um die Einmischung von Gauleitern und Zivilbeamten zu scheren“ (S. 282), denn die jeweiligen Reichsprotektoren bzw. Stellvertretenden Reichsprotektoren oder später Frank als Deutscher Staatsminister hatten sich während des gesamten Bestehens des Protektorates bemüht, aus ihrer Sicht unberechtigte Eingriffe der vier für die Deutschen im Protektorat zuständigen Gauleiter der Nachbargaue in die Politik gegenüber den Tschechen abzuwehren. Fraglich ist auch, ob „der Germanisierungsdruck auf die Tschechen nach Heydrichs Tod tendenziell“ (S. 348) nachgelassen habe, denn beispielsweise entfaltete das noch von Heydrich auf den Weg gebrachte „Kuratorium für Jugenderziehung in Böhmen und Mähren“, das die tschechischen Jugendlichen flächendeckend „zum Reichsgedanken“ erziehen sollte, seine Tätigkeit erst nach Heydrichs Tod.

Der Autor missversteht grundlegend Heydrichs Anteil an der nationalsozialistischen Protektoratspolitik, denn auch hier war Heydrich wie auf dem Gebiet der so genannten „Gegnerbekämpfung“ kein eigenständiger Politiker, sondern der energische und rabiate Umsetzer von Politikvorgaben, die in diesem Fall Karl Hermann Frank 1940 formuliert hatte und die Hitler und Himmler gebilligt hatten. Gerwarth sieht zwar richtig, dass „Heydrichs [publizistische] geschichtspolitische Bemühungen“ (S. 321) als Stellvertretender Reichsprotektor vor allem auf frühere Auslassungen Franks (und dessen Berater Hermann Raschhofers) zurückgriffen (S. 425), nicht aber, dass das für Heydrichs gesamte Politik in Prag gilt, ob nun für das brutalere Vorgehen gegen den Widerstand, die definitive Zerstörung der angeblichen „Autonomie“ des Protektorates durch die Verwaltungsreform oder den Versuch, die tschechischen Arbeiter mit Sozialdemagogie ruhigzustellen. Zwei kleine Beispiele dafür, wie der Autor deshalb zu Fehleinschätzungen kommt: Die von Heydrich wenige Tage nach seinem Amtsantritt verkündete Erhöhung der Fettrationen für tschechische Rüstungsarbeiter (S. 291) hatte nicht Heydrich mit Staatssekretär Backe in Berlin ausgehandelt, sondern Frank, und zwar noch vor Heydrichs Ernennung zum

Stellvertretenden Reichsprotektor; die Ernennung des sudetendeutschen SS-Hauptsturmführers Ferdinand Fischer zum Leiter des Bodenamtes mit dem Auftrag einer Forcierung der Bodenbeschlagnahme für spätere deutsche Besiedlung erfolgte nicht, weil Fischer ein „Mann seines Vertrauens“ (S. 309) war, sondern ein Mann von Franks Vertrauen, der ihn Heydrich bereits 1940 für den Fall vorgeschlagen hatte, dass es gelingen würde, das Bodenamt aus der Zuständigkeit der staatlichen Verwaltung zu lösen und wieder der SS zu unterstellen.

Die frappierende Oberflächlichkeit Gerwarths in Bezug auf Quellen und Literatur zu Heydrichs Tätigkeit in Prag, die sich in zahlreichen kleinen Fehlern und einigen Fehleinschätzungen äußert, ist umso irritierender, als sich die anderen Kapitel des Buches durch ihre Souveränität und ihr hohes Niveau auszeichnen. Der Autor hat zwar wegen der genannten Mängel keine „Maßstäbe setzende“ Studie vorgelegt, wohl aber die bisher beste Biografie einer „Schlüsselfigur des Dritten Reiches und seiner mörderischen Verfolgungspolitik“ (S. 354). Der Versuch, diese Schlüsselfigur „in den Kontext jener Ereignisse und Strukturen“ zu stellen, die ihr Leben konditionierten“ (ebenda), scheint weitgehend gelungen, auch wenn der angebotenen Erklärung für die rasante Ideologisierung und Radikalisierung Heydrichs nach 1931 zum „musterhaften“ SS-Führer aufgrund der dürftigen Quellenlage für die Jahre davor etwas leicht Unbefriedigendes, Spekulatives anhaftet.

München

René Küpper

Beran, Ladislav Josef: Odepřená integrace – Systémová analýza sudetoněmecké politiky v první Československé republice 1918-1938 [Verweigerte Integration – Eine Systemanalyse der sudetendeutschen Politik in der Ersten Tschechoslowakischen Republik 1918-1938].

Pulchra, Praha 2009, 438 S., ISBN 978-80-87377-02-04.

Die Publikation von Ladislav Josef Beran ist die überarbeitete Version seiner an der Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Prager Karlsuniversität eingereichten Dissertation. Die umfangreiche Studie ist in neun Kapitel unterteilt. In fünf Kapiteln stellt Beran die deutsch-tschechische Problematik in der Ersten Tschechoslowakischen Republik vor, in einem vorgeschalteten Kapitel streift er die Entstehung des Nationalismus in den böhmischen Ländern. Die historischen Ereignisse erklärt er anhand umfassend recherchierter tschechischer und deutscher Sekundärliteratur. Archivmaterialien sind in die Untersuchung nicht eingeflossen, allerdings zieht Beran einige bekannte und bereits publizierte Dokumente heran, wie zum Beispiel die staatsrechtliche Erklärung des deutschen parlamentarischen Verbandes vom 1. Juni 1920 oder die Rede Konrad Henleins in Böhmisches Leipa (Česká Lípa) vom 21. Oktober 1934. Der Analyse widmet der Autor ein eigenes Kapitel, bevor er seine Schlussfolgerungen zieht. Abgerundet wird die Arbeit durch einen Anhang mit Statistiken, tabellarischen Übersichten (z. B. Wahlergebnisse) und den genutzten Originaldokumenten.

Der Hauptteil bietet eine wirklich gelungene, kompakte Zusammenfassung der Konflikte zwischen Deutschen und Tschechen in der Tschechoslowakischen Republik der Zwischenkriegszeit. Den historischen Stoff kommentiert Beran bereits hier

aus politikwissenschaftlicher Sicht, diese Einschübe sind kursiv gesetzt, und damit optisch von der Faktenebene abgesetzt. Vor allem aber dient die Darstellung der historischen Tatsachen als Grundlage, auf der dann die Analyse aufgebaut wird.

Beran definiert die Politik der Deutschen in der Republik als ein politisches „Subsystem“, welches mit dem übergeordneten System, also der Republik, interagiert. Die beiden Systeme hängen über so genannte Inputs und Outputs zusammen. Inputs sind die vom Subsystem, also von der deutschen politischen Sphäre empfangenen politischen Ereignisse. Die Outputs sind Ereignisse, die von der deutschen Seite ausgehen. Insgesamt 45 dieser Ereignisse werden dargestellt. Die Inputs werden dabei nur beschrieben, nicht aber begründet oder bewertet. Die Outputs werden hingegen ausführlich auf Motive, Zusammenhänge und Wirksamkeit untersucht.

Wichtig für Berans Vorgehen ist die Annahme, dass das deutsche Subsystem eine gleichberechtigte Integration in den gemeinsamen Staat anstrebte. Zunächst stellt der Autor eine „Input-Überlastung“ fest: Das deutsche Subsystem habe insbesondere in den ersten Jahren viele Ereignisse mit negativem und frustrierendem Charakter hinnehmen müssen, zum Beispiel die Besetzung des deutsch besiedelten Grenzgebiets 1918, die definitive Zuteilung der deutschen Gebiete zur Tschechoslowakei, eine Bodenreform sowie sprachliche Benachteiligungen. Diese negativen Ereignisse seien durch die Haltung der tschechischen Seite zustande gekommen, denn das tschechische Nationalbewusstsein habe sich mit der Staatsgründung weitgehend in einen massenhaften Willen zur nationalen „Reconquista“ des gesamten Territoriums der böhmischen Länder umgewandelt, um die vollständige Tschechisierung durchzusetzen.

Die „Outputs“ des deutschen Subsystems werden als kontraproduktive Handlungen gewertet, die die meisten Aktivitäten des Subsystems belastet hätten. Dazu zählt Beran zum Beispiel den Negativismus, fehlende Koordination und mangelhafte Taktik auf deutscher Seite. Dies habe zu einer „latenten Revolution“ im Inneren des Subsystems geführt, weil die deutsche Bevölkerung eine Lösung der Input-Überlastung gefordert habe. Auch der Aktivismus der deutschen Parteien in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre habe dies nicht ändern können, er habe nur die Aktivierung der latenten Revolution, also ihren Übergang zu einer aktiven Revolution, gebremst. Der Ausbruch der Revolution sei dann durch die bestehenden Spannungen, die Wirtschaftskrise und das Beispiel des nationalsozialistischen Deutschland getriggert worden. Zunächst habe diese Revolution ihren Ausdruck in der Unterstützung der Nationalsozialisten (DNSAP) und später im erdrutschartigen Erfolg der Sudetendeutschen Partei (SdP) gefunden. Im Ergebnis habe die deutsche Volksgruppe eine Integration in das Gesamtstaatssystem angestrebt, die ihr konsequent verweigert wurde. Die radikale Abwendung der entscheidenden politischen Kräfte des Subsystems vom tschechoslowakischen Staat sei somit eine Folge dieser Verweigerung.

Berans Studie beschreitet methodisch einen ungewöhnlichen Weg. Der Versuch, das bekannte und vieldiskutierte Problem der Deutschen in der Tschechoslowakischen Republik aus politikwissenschaftlicher Sicht zu untersuchen, wirkt frisch und unverbraucht. Umso erstaunlicher ist es dann, dass die Ergebnisse in alten Erklärungsmustern und Schuldzuweisungen verhaftet bleiben. So schreibt der Autor

die „Schuld“ an der nicht stattgefundenen Integration der Deutschen klar dem tschechischen Nationalbewusstsein und dem tschechoslowakischen Staat zu. Auch mutet die Arbeit stellenweise sehr technisch und schablonenhaft an. Ein Beispiel dafür ist die Annahme, das deutsche Subsystem habe eine gleichberechtigte Integration angestrebt, weil dies die einzige gedeihliche Aussicht für beide Akteure gewesen sei. Die Initiatoren der deutschen parlamentarischen Erklärung von 1920, allen voran Lodgman von Auen, waren mit Sicherheit mindestens bis 1922 nicht an einer Integration interessiert. Beran aber wertet die staatsverneinenden „Outputs“ des deutschen Subsystems nur als kontraproduktives politisches Handeln, das die Aktivitäten des Subsystems belastet habe. Zusammen mit einer fehlenden Beurteilung der Wechselwirkungen – die „Inputs“ des zentralen Systems werden bei der Analyse nur hingenommen, nicht untersucht – ergibt sich doch ein recht verzerrtes Bild.

Überzeugender wirkt die Studie bei der Bewertung der inneren Zustände des deutschen Subsystems. Die These Berans von der „latenten Revolution“ hat durchaus das Potential zu einem wertvollen Ansatz für die Untersuchung des überragenden Erfolgs der SdP. Dazu müsste sie aber durch Primärquellen gestützt werden. Auch der historische Teil der Studie kann durchaus überzeugen. Die Zusammenstellung der 45 Ereignisse, ihre knappe, aber schlüssige Erläuterung und die deutlich getrennte politikwissenschaftliche Kommentierung sind für das grundlegende Verständnis dieser Epoche sehr wertvoll, besonders weil sie in einer Arbeit konzentriert zusammengebracht und durch eine ausführliche und fast lückenlose Auswertung der Sekundärliteratur gestützt wird.

Das Fazit lautet: Insgesamt eine gelungene Arbeit, die aber etwas an der zu einfachen Schuldzuweisung an die tschechische Seite krankt. Dies mag aber, wie der Autor selbst betont, dem Hauptmotiv der Arbeit geschuldet sein: Die tschechische Gesellschaft vom „Unschuldskomplex“ und ihrer Idealisierung der Ersten Republik zu befreien.

Prag

Marco Zimmermann

Cattaruzza, Marina: Sozialisten an der Adria. Plurinationale Arbeiterbewegung in der Habsburgermonarchie.

Duncker & Humblot, Berlin 2011, 180 S. (Schriften des Italienisch-Deutschen Historischen Instituts in Trient 24), ISBN 978-3-428-83775-5.

Triest war der urbane Kristallisationspunkt der plurinationalen Arbeiterbewegung, die Marina Cattaruzza in ihrem nun ins Deutsche übersetzten Buch „Sozialisten an der Adria“ untersucht.¹ Im überwiegend agrarisch geprägten Küstenland war Triest als industrielles Zentrum der Fluchtpunkt der Urbanisierungsbewegung. Innerhalb der Habsburgermonarchie galt der Hafen als wichtigster Umschlagplatz nach Übersee. Die übernationale Bedeutung des Hafens prägte die politische Kultur der Stadt,

¹ Die italienische Ausgabe des Buches erschien 1998. Vgl. *Cattaruzza, Marina: Socialismo adriatico. La socialdemocrazia di lingua italiana nei territori costieri della Monarchia asburgica, 1888-1915.* Lacaia: Maduria, Bari, Rom 1998 (Società e Cultura 17).

in der das internationalistische Gedankengut der Sozialdemokratie Cisleithaniens auf starke Resonanz stieß. Zwar organisierten sich auch die Sozialisten im Küstenland nach nationalen Gesichtspunkten, doch bewahrte sich die italienisch-adriatische Sektion dabei eine nationale Offenheit. Diese Sektion war, so Cattaruzzas These, „ein Paradebeispiel des sozialdemokratischen Internationalismus“ und ein „Sonderfall innerhalb der Sozialdemokratie Österreichs“ (S. 171).

Cattaruzza stellt in ihrer Schrift die Entwicklung der sozialdemokratischen Bewegung im Küstenland zwischen 1880 und dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs dar. Eingangs skizziert die Autorin die ideologische Gemengelage aus anarchistischen, sozialistischen und radikal-demokratischen Vorstellungen, auf deren Grundlagen sich schließlich die Sozialdemokratie entfaltete. Die Schwierigkeit, das Politische aus der Arbeit der italienischen, slowenischen und deutschen Vereine zu destillieren, die sich im Polizeistaat als unpolitisch gerieren mussten, löst Cattaruzza, indem sie Akten und Aufzeichnungen der Polizeibehörden heranzieht. Deren Einschätzung kontrastiert sie mit Briefen und Zeugnissen der Vereins- und Parteipolitiker. Aus ihren Quellen wird deutlich, dass sich auf Vereinsebene erst dann ein ausgesprochen sozialistisches Profil zeigte, als sich neue Organisationen wie die *Confederazione operaia* als ausschließliche Vertretung der Lohnempfänger zu verstehen begannen und selbstständige Handwerker und Kleinkaufleute ausschlossen.

Cattaruzza interessiert besonders der Antagonismus zwischen italienischen und südslawischen Sozialisten. Deren Gegenläufigkeit hatte sich auf nationaler Ebene um die Jahrhundertwende entschärft, als die italienisch-adriatische und die südslawische Sektion in die Parteistrukturen der österreichischen Sozialdemokratie eingebettet worden waren. Wichtig für Cattaruzzas These der Plurinationalität ist, dass beide Sektionen einander regelmäßig unterstützten, z.B. durch Wahlkampfhilfe, obwohl die Südslawen ihre politische Arbeit darauf ausrichteten, eine eigene nationale Basis aufzustellen, während sich die italienische Sektion in Triest als national desinteressiert verstand. Innerhalb der Wiener Parteistrukturen hatte die südslawische Sektion anfangs mehr Gewicht; so gehörte etwa der slowenische Sozialist Etbin Kristan, der auf Grundlage eines radikal-individualistischen Anarchismus die Idee einer vollständigen Autonomie der Nationen verfocht, zu den wichtigsten Theoretikern der Sozialdemokratie in Österreich (S. 75-83).

Trotz ihrer verhältnismäßig starken Position innerhalb Österreichs Sozialdemokratie konnte sich die südslawische Sektion bei der ländlichen Bevölkerung vor Ort lange Zeit nicht durchsetzen. Das lag u. a. an der Konkurrenz mit dem politischen Katholizismus, dessen Repräsentanten die gleichen Wählergruppen ansprachen und diese für sich gewinnen konnten, indem sie das Versprechen sozialer Emanzipation mit einer nationalen Befreiungsbotschaft verbanden (S. 70). Die südslawischen Sozialisten entwickelten daraufhin eigene Strategien des „nation building“ (S. 85). Dem politischen Erfolg hinderlich war auch das Desinteresse in Wien an innovativen Lösungsvorschlägen für die Agrarfrage. Das von Karl Kautsky propagierte Verschwinden des agrarischen Klein- und Kleinstbesitzes zugunsten des lohnabhängigen Landarbeiters fand unter den zahlreichen agrarischen Klein- und Kleinstbesitzern in Dalmatien, Istrien und der Krain wenig Anklang. Lokale Vorstöße, die genossenschaftliche Organisation der Bauern zu fördern, wurden von der Wiener

Zentrale nicht unterstützt (S. 104), setzten sich in Istrien mit der Gründung von agrarischen Genossenschaftsbanken und Versicherungsvereinen jedoch durch und integrierten dadurch einen Teil der Landbevölkerung in die Sozialdemokratie (S. 104, 114). Nach der Jahrhundertwende gelang es der Sozialdemokratie, sich im Küstenland als dritte politische Säule neben Klerikalen und Liberalen zu etablieren.

Cattaruzza arbeitet die Unterschiede der politischen Kultur Triests und des agrarischen Küstenlands deutlich heraus. Diese betrafen vor allem die nationale Frage. In Istrien pflegten italienischsprachige Sozialisten wie Giuseppe Tuntar die Vorstellungen eines Kollektivdarwinismus, wonach sich nur die „verdienstvollere“ Nation in ihrer Existenz behaupten werde. Sie machten aus der Bevorzugung der eigenen italienischsprachigen Gruppe als der historischen Kulturnation gegenüber den angeblich rückständigen Slawen keinen Hehl und wiederholten zeitgenössische, etwa von Deutschen gegenüber Tschechen formulierte Denkmuster (S. 110 f.). In Triest waren die italienischsprachigen Arbeiter demgegenüber weit weniger nationalisiert, wofür Cattaruzza wirtschaftliche Gründe nennt: Die Triester Arbeiterschaft war sich bewusst, dass ein italienisches Triest die wirtschaftliche Führungsposition, die es im österreichischen Staatsverband besaß, nicht würde behaupten können (S. 144). Durch diesen Internationalismus blieb der Triester Sozialismus den national geprägten kleinbürgerlichen Schichten der Stadt allerdings fremd (S. 145). Zuletzt desavouierte die nationale Wende der deutsch-österreichischen Sozialisten beim Ausbruch des Ersten Weltkriegs den internationalistischen Standpunkt. Triest wurde Schauplatz von nationalem Hass und Gewalt (S. 165 f.).

Cattaruzzas komprimiertes und luzides Werk rückt eine bisher zu Unrecht vernachlässigte Region in den Fokus der Aufmerksamkeit. Es gelingt ihr, am Beispiel der Sozialisten an der Adria die Geschichte einer „Peripherie“ zu beschreiben, „die dem Zentrum sehr nahe stand“ (S. 176). Cattaruzza erzählt vor einem breiten Vergleichshorizont. Fand sich das harte Spannungsfeld zwischen Internationalismus und Nationalismus sowie die Konkurrenz zum christlich-sozialen Programm des politischen Katholizismus auch anderswo, war die tiefe Verankerung der italienischen Sozialdemokratie in der Landarbeiterschaft eine Besonderheit. Ihre These von der Plurinationalität der Arbeiterbewegung in Triest ist ein wichtiger Kontrapunkt zu Darstellungen, die die Nationalisierung innerhalb der Sozialdemokratie als unumkehrbaren Prozess beschreiben. Gerade weil diese These so wichtig ist, hätte man sich gewünscht, von der Verankerung dieses „Triestinismus“ in der politischen Praxis und den kollektiven Vorstellungswelten mehr zu erfahren.

München

Jana Osterkamp

Von Tulechov, Valentina: Tomas Garrigue Masaryk. Sein kritischer Realismus in Auswirkung auf sein Demokratie- und Europaverständnis.

V&R unipress, Göttingen 2011, 194 S., ISBN 978-3-89971-802-7.

Neuere Darstellungen von Philosophie und Politik T. G. Masaryks sind Mangelware. Ein jeder neuer Beitrag ist insofern zu begrüßen. Mit Valentina von Tulechovs „Tomas Garrigue Masaryk: Sein kritischer Realismus in Auswirkung auf sein Demo-

kratie- und Europaverständnis“ liegt zu diesem Thema nun ein Buch vor, das auf einer an der Münchner Hochschule für Philosophie entstandenen Dissertation gründet. Die Autorin will darin „Masaryks kritische[n] Realismus als philosophische Position“ (S. 39) ergründen und diesen dann in Masaryks Demokratie- und Europaverständnis sowie in seiner praktischen Auswirkung untersuchen; die Ansprüche des Historikers an Kontextualisierung und Quellenbefunde sollten also zurückgestellt werden.

Von Tulechov stellt dem Hauptteil ihrer Arbeit eine Einführung in das Leben ihres Protagonisten voran, die jeder mit den Umständen vertraute Leser allerdings überspringen sollte, zumal sie sich auf nicht mehr als zwei eher populärwissenschaftliche Texte stützt. Überzeugend arbeitet sie im zweiten ihrer drei Kapitel Masaryks erkenntnistheoretische Positionen heraus und bezieht sie vor allem auf den Kantischen Kritizismus, mit dem Masaryk sich als Philosoph in der Tat in einer permanenten Auseinandersetzung befand. Der Autorin gelingen außerdem einige interessante, leider aber nicht vertiefte Beobachtungen zur geistigen Verwandtschaft Masaryks mit dem logischen Empirismus des Wiener Kreises. Auch einige schlüssige Bemerkungen zum Neukantianismus bedürften eigentlich einer tieferen Analyse, gerade weil diese Verbindungen in der unüberblickbaren Masarykliteratur bisher selten herausgearbeitet wurden. So hätte – um nur ein Beispiel zu geben – die Verbindung zu Paul Natorp die Gelegenheit geboten, Masaryks Denken in einen relevanten, aber unbearbeiteten Kontext zu stellen.

Hier werden die grundlegenden Probleme der Arbeit deutlich: Von Tulechov beschäftigt sich in diesem Kapitel streng genommen nicht mit dem Philosophen Masaryk insgesamt, sondern mit dem Autor des „Versuch einer concreten Logik“ aus dem Jahr 1887. Diesen stellt sie überzeugend und kompetent dar; man darf die „Concrete Logik“ mit einer gewissen Berechtigung wie von Tulechov für Masaryks „opus magnum“ (S. 95) halten, da jenes Werk einen der wenigen Texte darstellt, in denen sich dieser überhaupt in systematischer Weise zu erkenntnistheoretischen und begrifflichen Fragen äußerte. Gegen eine rein philosophiegeschichtliche Analyse wäre bis hierhin nichts einzuwenden. Doch entsteht eine Schiefelage dadurch, dass die Autorin Masaryk als Positivisten vorstellt, weil sie nur einen kleinen Teil seines Werks in den Blick genommen hat. Dass Masaryk sich nicht zufällig in der Folge nie wieder so „concret“ zu den Grundlagen seiner Philosophie äußerte und seiner positivistischen Phase weitere, andere folgten, bleibt unbeachtet.

Diese Sichtweise hat prominente Vorläufer: Eine ganze Generation im Schatten Masaryks aufgewachsener tschechischer Philosophen führte lange Debatten, ob dieser denn ein Positivist sei und was das für die philosophische Praxis gerade in Hinsicht auf Gesellschaft und Demokratie bedeute. Leider fehlt die Rezeptionsgeschichte im vorliegenden Werk völlig – zumindest Emanuel Rádl wäre eine Erwähnung wert gewesen.

In ihrem dritten Großkapitel „Masaryks kritischer Realismus in der Praxis“ liefert von Tulechov einen ungewollten Beleg dafür, dass Masaryk sich nur schwer einer bestimmten Schule zuordnen lässt, liegt diesem doch ein ganz anderer Masaryk zu Grunde: der geschichtsphilosophisch argumentierende Präsident der tschechoslowakischen Republik. So entsteht ein recht konsistentes Bild, das einen entscheidenden

Schönheitsfehler hat: Masaryks Denken in der Zeit zwischen der Jahrhundertwende und dem Kriegsausbruch kommt nicht vor. Das fällt etwa bei der Erörterung von Masaryks Religionsbegriff auf, wird aber auch darin deutlich, dass eine ernsthafte Diskussion seiner auf Tschechisch erschienenen nationalpolitischen Programmschriften fehlt. Auch das andere bzw. eigentliche „opus magnum“, „Rußland und Europa“, wird kaum rezipiert.

Das Kernproblem ist, dass der Begriff „kritischer Realismus“ zwar richtig gewählt ist, dennoch aber mehr verschleiert als erklärt. Von Tulechov deutet ihn im dritten Kapitel wiederum einleuchtend als „Politik als Mittel für ein moralisches Leben in freier Selbstverwirklichung [...]“ (S. 142), verwischt damit aber – und man möchte hinzufügen: ganz in Masaryks Sinne – die Unterscheidung zwischen einer analytischen bzw. erkenntnistheoretischen Kategorie einerseits („kritischer Realismus als philosophische Position“, s. o.) und ethisch-moralischen Handlungsrichtlinien andererseits. Sicher ist diese Uneindeutigkeit Teil der Faszination, die Masaryks philosophierende Haltung (weniger seine Philosophie) auf viele Zeitgenossen ausübte. Die Quellsprache geht hier aber zu glatt in die analytischen Begriffe der Autorin über. Das wäre legitim, wollte von Tulechov die Entwicklung des Masarykschen Denkens nachzeichnen, nur ist das erklärtermaßen nicht ihre Absicht: Sie behandelt Masaryk als Philosophen folgerichtig mit einem recht statischen Begriffsapparat und bemüht die Ahnengalerie der politischen Philosophie seit Platon. Sie verweist also auf einen recht abstrakten philosophischen Kontext, ohne diesen in direkten Bezug zum Masarykschen Denken zu setzen.¹

Das erklärt die problematische Zuordnung, die von Tulechov den Masarykschen Werken zuteil werden lässt: Während die „concrete Logik“ (und nur sie) den Philosophen Masaryk repräsentiere, seien nahezu alle anderen Werke Belege für den Praktiker. Diese Zuordnung scheint von Masaryks Selbstdarstellung in den „Gesprächen“ mit Karel Čapek und der „Weltrevolution“ inspiriert, die von Tulechov beide intensiv rezipiert. Hier ist nun doch Quellenkritik angebracht, handelt es sich doch um zwei massiv redigierte und geglättete weltanschauliche Darstellungen, die vor allem retrospektiv vereinheitlichen und legitimieren sollen. Demgegenüber verblasst der politische Philosoph Masaryk. Das Vorhaben, Masaryks praktische Haltung zu untersuchen, kann nicht gelingen, wenn man sich allein auf seine Erkenntnistheorie stützt; will man mehr als diese vorstellen, muss auch die Auswahl der analysierten Werke breiter sein.

Letztlich ist die Argumentationsführung auf das ganze Buch bezogen zu wenig stringent: Jedes Unterkapitel hat einige interessante und plausible Deutungen anzubieten, die sich aber nicht zu einem Ganzen fügen. Das „wissenschaftstheoretische“ zweite Kapitel und das „demokratisch-praktische“ dritte finden gar nicht zueinander. Vielleicht wirkt auch deswegen die philosophiegeschichtliche Kontextualisierung oft willkürlich. So ist etwa die Diskussion und Herleitung von Masaryks Wissenschaftsverständnis ebenso wie die Gegenüberstellung mit dem Wiener Kreis

¹ Eine ganz andere Frage ist, ob man im untersuchten Zeitraum wirklich zwischen Sammelbegriffen wie „Positivismus“ und „Idealismus“ trennscharf unterscheiden sollte. Das ist wohl eher zu verneinen.

sehr gelungen. Der Leser stellt sich aber beständig die Frage, warum die Autorin eine bestimmte philosophische Referenzgröße heranzieht, auf andere aber verzichtet.²

Die Untersuchung des Praxisverständnisses hingegen läuft so immer wieder auf die tautologische Beteuerung hinaus, dass sowohl Masaryks Eklektizismus und unsystematische Begriffsbildung als auch sein politisches Handeln ja gerade der Kern eines praktisch verstandenen „kritischen Realismus“ seien (S. 111). Was die Autorin hier erfasst, ist das philosophische Selbstverständnis Masaryks – aber auch nicht mehr.

Prag

Johannes Gleixner

Stourzh, Gerald: Der Umfang der österreichischen Geschichte. Ausgewählte Studien 1990-2010.

Böhlau, Wien, Köln, Weimar 2011, 334 S. (Studien zu Politik und Verwaltung 99), ISBN 978-3-205-78633-X7.

Die Aufsatzsammlung „Der Umfang der österreichischen Geschichte“ von Gerald Stourzh beschäftigt sich mit zentralen Fragen der Verfassungs- und Politikgeschichte der Habsburgermonarchie, der ersten österreichischen Republik und der Zweiten Republik. Seit jeher verbindet Gerald Stourzh gekonnt und gelehrt Rechtsgeschichte und allgemeine Geschichte. In seiner Darstellung vereinen sich Europäische Ideengeschichte, Verfassungs- und Verwaltungswirklichkeit sowie Richterrecht als Ersatz für fehlende politische Entscheidungen in der Habsburgermonarchie zu einem detailreichen Epochenportrait. Die Themen des Bandes umfassen Länderautonomie im österreichischen Gesamtstaat, Besonderheiten der Grundrechtsentwicklung und der Verfassungsgarantie nationalitätenpolitischer Gleichberechtigung, Rechtsstaatlichkeit, Verfassungsgerichtsbarkeit und Notstandsgesetze in der Habsburgermonarchie sowie die Außenpolitik des österreichischen Ständestaats und die Neutralitätsverhandlungen der Nachkriegszeit. Ergänzt wird die Auswahl durch werkbiografische Skizzen zu Angelo Ara und Jean Rudolf von Salis. Ein biografischer Essay „Aus der Mappe meines Urgroßvaters“ beschreibt den Werdegang eines Juristen, der als Beamter an unterschiedlichen Orten der Habsburgermonarchie die nationalitätenpolitische Zuspitzung des öffentlichen Lebens miterlebte, und steht in der Nähe zur Forschung über imperiale Biografien.

Viele der in dem Band versammelten Aufsätze beziehen sich auf Stourzh' zum Klassiker gewordenes Werk „Die Gleichberechtigung der Nationalitäten in der Verfassung und Verwaltung Österreichs 1848-1918“. Eine Re-Lektüre lohnt sich. Hierzu trägt insbesondere der letzte, am stärksten theoretisch fundierte Artikel „The Ethnicizing of Politics and ‚National Indifference‘ in Late Imperial Austria“ bei, der in dem genannten Band zum ersten Mal abgedruckt ist. Mit diesem Aufsatz

² Hier seien neben dem erwähnten „tschechischen“ Positivismus vor allem der Leipziger Positivismus, aber auch allgemein die Wirkungsgeschichte des Herbartianismus in Österreich genannt. Keine dieser Referenzen ist in irgendeiner Form verpflichtend, sie sollen nur vor Augen führen, warum die Verfasserin ihre eigene Kontextualisierung hätte rechtfertigen müssen.

spitzt Stourzh die Ergebnisse seiner bisherigen Forschungen auf ein Paradigma zu: die Ethnisierung der altösterreichischen Politik.¹ Mit seiner Wahl des Begriffs der „Ethnisierung“ geht er implizit auf Distanz zu Interpretationen einer „Nationalisierung“ der Geschichte des ausgehenden Habsburgerreiches. Ethnisierung der Politik setzt bei Stourzh nicht voraus, dass der Zusammenhalt einzelner Gruppen ausschließlich auf nationalen Loyalitäten aufbaut. Zentral ist für seine Forschungen der Einfluss der öffentlichen Gewalt und deren Distinktion zwischen verschiedenen ethnischen Gruppen. Stourzh macht den Wandel von einer „non-national constitutional order“² zum multinationalen Imperium daher nicht wie beispielsweise Jeremy King erst um die Jahrhundertwende fest. Denn, so lautet seine Argumentation, der Ethnisierung der Politik ging eine Ethnisierung des Rechts voraus. Bereits im Jahr 1867 führten die Verfassungsgesetze der Monarchie individuelle Grundrechte und die „Gleichberechtigung der Volksstämme“ ein. Zum ersten Mal taucht die Kategorie der Ethnizität im Verfassungsrecht auf. Was ein Volksstamm sei, wie sich Ethnizität bestimmen lasse, darüber verlor das Verfassungsrecht kein Wort. Stourzh hat die Akten des Wiener Reichsgerichts und des Verwaltungsgerichtshofs zu dieser Frage so umfassend wie kein anderer ausgewertet. Der Streit um Sprachenrechte, Zensus und statistische Erhebungen führte schließlich zur Vorstellung, dass jeder Einzelne eine einzige ethnische bzw. nationale Zugehörigkeit habe. War hierfür zunächst noch der individuelle Wille, wurden später sogenannte „sachliche“ Kriterien wie die Umgangssprache ausschlaggebend. Die Freiheit zur Mehrdeutigkeit und mehrfachen Zugehörigkeiten wurde eingeschränkt. Die Landschaft der politischen Institutionen in den Kronländern gliederte sich nach nationalen Kriterien. Nationale Autonomie wurde zur allgegenwärtigen Forderung und schließlich in Mähren mit dem Ausgleich von 1905, in der Bukovina und in Galizien umgesetzt. Stourzh hat diese Prozesse verschiedentlich beleuchtet. In dem Artikel „Ethnicizing of Politics“ stellt er seinen Ansatz einem neueren Interpretationsmodell von amerikanischen Kollegen gegenüber.

Pieter Judson, Jeremy King, Tara Zahra und andere Forscher zur Geschichte Mittel- und Osteuropas propagieren „national indifference“ als neuen Forschungsbegriff. Sie bezweifeln die Tragfähigkeit von analytischen Mitteln, die nationale Gruppenzugehörigkeiten voraussetzen und betonen. Der theoretische Anspruch dieser Autoren ist hoch. Sie zielen auf eine Historiografie, die das Nationalismusparadigma hinter sich lässt. Zahra zufolge richten sie sich dabei gegen Ansätze der Regional- und Lokalgeschichte, der Grenzlandstudien, der transnationalen Geschichte, aber auch gegen andere begriffliche Zugänge zur Geschichte Mittel- und Osteuropas wie Loyalität, Identifikation oder Selbstwahrnehmung. Sie kritisieren eine Voreingenommenheit dieser Forschungen zugunsten der Nationalismusgeschichte und zugunsten der Darstellung von nationalen Gruppen. Die bisherige Forschung perpetuiert in Zahras Augen den „Völkerkerker“ der Habsburgermonarchie,

¹ Diesen Gedanken hat der Autor bereits in der Robert A. Kann Memorial Lecture im Jahr 1989 entwickelt. *Stourzh*, Gerald: *The Multinational Empire Revisited: Reflections on Late Imperial Austria*. In: *Austrian History Yearbook* 23 (1992) 1-22, hier 18.

² *King*, Jeremy: *Budweisers into Czechs and Germans. A Local History of Bohemian Politics, 1848-1948*. Princeton 2002, 114.

indem sie individuelle Indifferenz gegenüber der Forderung nach nationaler Eindeutigkeit konsequent übersehe. Stourzh' Artikel ist zu weiten Teilen ein Streitgespräch und eine Antwort auf Zahras im „Slavic Review“ veröffentlichten Essay „Imagined Noncommunities. National Indifference as a Category of Analysis“.³

„National indifference“ beschreibt individuelles Verhalten, wie Zahra allerdings selbst kritisch anmerkt, umfasst der Begriff „several different kinds of behaviour“.⁴ Stourzh systematisiert zunächst die verschiedenen Bedeutungsfelder (S. 301-303). Er unterscheidet drei Spielarten von nationaler Indifferenz: das Fehlen eines nationalen Bekenntnisses, nationale Flexibilität bzw. Pragmatik sowie Anti-Nationalismus. Die erste Spielart der „national indifference“ betreffe diejenigen, deren Selbstverständnis nicht auf einer bestimmten nationalen Zugehörigkeit beruht. Alternativ könne etwa die Verbundenheit mit einem Kronland oder die Loyalität gegenüber dem Herrscher im Vordergrund stehen. Eine eher pragmatische Form der nationalen Indifferenz finde sich zweitens bei denjenigen, die in eine andere, sozial und politisch zumeist privilegierte Sprach- und Volksgruppe wechselten. Dies konnte freiwillig oder unter Zwang, aus ökonomischen, sozialen oder familiären Gründen erfolgen. Eine dritte Form nationaler Indifferenz manifestiere sich in der Zurückweisung der alle Lebensbereiche umfassenden Anforderungen der Nationalitäten- und Nationalpolitik, dem Anti-Nationalismus.

Stourzh' Kritik am Begriff der „national indifference“ macht sich an zwei zentralen Punkten fest. In der Forschung zur Habsburgermonarchie wurden seit den achtziger Jahren Fragen nationaler Indifferenz sensibel behandelt und dabei auch auf den steten Wandel nationaler Zugehörigkeiten hingewiesen. Er nennt unter anderen die materialreiche Arbeit von Emil Brix zum österreichischen Zensus, Gary Cohens Buch „The Politics of Ethnic Survival“ sowie das Handbuchprojekt der österreichischen Akademie der Wissenschaften „Die Habsburgermonarchie 1848-1918“. Stourzh bestreitet das Neue des Forschungsbegriffs „nationale Indifferenz“ und weist die Vorwürfe einer nationalen oder gar nationalistischen Voreingenommenheit von Historikern in Mittel- und Osteuropa zurück. In seiner Kritik wird allerdings auch die Differenz der europäischen und der amerikanischen Wissenschaftskulturen spürbar. In beiden war und ist Stourzh akademisch beheimatet. Projekte wie das mehrbändige Unternehmen zur Habsburgermonarchie haben das Verdienst, einen materialreichen Überblick über die Geschichte der Habsburgermonarchie zu liefern. Die verwendeten Quellen belegen dabei Phänomene wie jenes der nationalen Indifferenz. Sie bringen es jedoch nicht auf den Begriff. Die Arbeiten von amerikanischen Historikern sind im Gegensatz dazu thesenfreudiger. Wie Stourzh' Systematisierung des Begriffs der nationalen Indifferenz zeigt, sind sie dabei selbst für denjenigen inspirierend, der ihnen nicht zustimmt.

Stourzh zweiter Einwand wiegt schwerer. Er attestiert der nordamerikanischen Geschichtswissenschaft eine Konzentration auf Nationalismus, „nation-building“

³ Zahra, Tara: Imagined Noncommunities. National Indifference as a Category of Analysis. In: Slavic Review 69 (2010) H. 1, 93-119. – Zur Abgrenzung gegenüber anderen Zugängen ebenda 94-97, 110-111.

⁴ Ebenda 98.

und „imagined communities“. Dieser Einwand trifft auf besondere Weise die Argumentation von Tara Zahra. Zahra verwendet „national indifference“ als historischen Quellenbegriff. Er sei eine Erfindung von Seiten der zeitgenössischen Nationalisten.⁵ Nationale Indifferenz sieht Zahra als die Kehrseite einer ins Totale ausgreifenden National- und Nationalitätenpolitik. Ihren postulierten Anspruch, eine neue Geschichte jenseits der Nationalismusgeschichte zu schreiben, nimmt sie dadurch meines Erachtens zurück. Stourzh fordert in seinem Aufsatz denn auch eine Erweiterung der Perspektive. Frage man wie Zahra nach politischen, kulturellen und sozialen Vergemeinschaftungsprozessen jenseits von nationalen Zugehörigkeiten, so dürfe man bestehende Gemeinschaften nicht außer Acht lassen. Grundlage für politische, kulturelle und soziale Kommunikation sei aber die Sprache: Eine der nationalen Indifferenz vergleichbare linguistische Indifferenz gebe es nicht (S. 206). Stourzh geht davon aus, dass die denkbaren Fälle einer sprachlichen Indifferenz wie der in Budějovice/Budweis praktizierte Bilingualismus zu den absoluten Ausnahmefällen in der Geschichte der Habsburgermonarchie zählen. Allerdings führt Zahra weitere Beispiele aus Städten in Böhmen und Oberschlesien an, die auf völkerrechtlicher Ebene schließlich zu einer teilweisen Anerkennung individueller Zweisprachigkeit führten.⁶ Wenngleich die Unmöglichkeit linguistischer Indifferenz demnach nicht ganz so offensichtlich ist, wie Stourzh annimmt, liefert die Sprachgeschichte von Sprachgebrauch, Mehrsprachigkeit und deren sozialen und politischen Implikationen doch wertvolle Ergänzungen und Hinweise auch für das Verständnis nationaler Indifferenz.

Stourzh und Zahra stimmen darin überein, dass die Möglichkeit nationaler Indifferenz dort aufhört, wo eine politische und rechtliche Ordnung errichtet wird, die auf der Zugehörigkeit des Einzelnen zu bestimmten als national definierten Kollektiven aufbaut. Stourzh zeigt mit seinen verfassungs- und strukturhistorischen Studien zum späten 19. Jahrhundert, dass Spielraum und Möglichkeit nationaler Mehrdeutigkeit schwanden. Seine Forschung steckt den kleiner werdenden Rahmen ab, in dem sich nationale Indifferenz entfalten konnte. Ist man wie Stourzh an der Geschichte dieses Rahmens interessiert, also an der Geschichte der altösterreichischen Staatlichkeit, kann man diese nur als Geschichte der – allerdings nicht notwendig nationalen – Differenz schreiben.

München

Jana Osterkamp

Kostrbová, Lucie / Ifkovits, Kurt / Doubek, Vratislav: Die Wiener Wochenschrift Die Zeit (1894-1904) als Mittler zwischen der Tschechischen und Wiener Moderne.

Masarykův ústav a Archiv AV ČR, Österreichisches Theatermuseum, Praha, Wien 2011, 502 S., ISBN 978-80-86495-72-9.

Die literarischen europäischen „Modernen“ rücken seit einiger Zeit in einen neuen Fokus. Nach dem Abklingen nationalgeschichtlich gestützter Entwicklungsmodelle

⁵ *Ebenda* 93, 105 f.

⁶ *Ebenda* 105-107.

werden Vernetzung, wechselseitige Beeinflussung und Transferleistungen der einzelnen kulturellen Zentren verstärkt untersucht. Hier knüpft der vorliegende Band an, wie die Autoren/Herausgeber einleitend schreiben. Als Ergebnis eines tschechisch-österreichischen Forschungsprojekts umfasst er Studien der Herausgeber, eine Dokumentation wichtiger Artikel der „Zeit“, eine Edition meist unveröffentlichter Quellen (Korrespondenz der wichtigsten Beteiligten ergänzt um zwei Erinnerungen) sowie eine ausführliche Bibliografie aller in der „Zeit“ erschienenen *Bohemia*. Kurzbiografien ihrer Mitarbeiter und ein Register, das alle im vorderen Teil gedruckten Texte umfasst, runden den Band ab.

Alle drei Herausgeber sind auf den involvierten Forschungsfeldern entweder schon einschlägig aktiv gewesen oder haben seit der Veröffentlichung des vorliegenden Bandes Detailstudien vorgelegt, die einige der hier nur angerissenen Themen vertiefen: Kurt Ifkovits als Fachmann für Leben und Werk Hermann Bahrs, Lucie Kostrbová als Expertin für die Tschechische Moderne im Allgemeinen und J. S. Machar im Besonderen, Vratislav Doubek schließlich als Kenner der tschechischen politischen Szene der 1890er Jahre mit einem Schwerpunkt auf dem Wirken Masaryks und der mit diesem assoziierten Realisten.

Die Einleitung von Kostrbová und Ifkovits führt in den Forschungsstand ein und formuliert einige prägnante Fragestellungen. Bestimmend ist hier ein Begriff von Kulturtransfer, der nicht zwischen statischen Einheiten vermitteln will, sondern Diskontinuitäten betont, dabei aber auch die Intentionen der jeweiligen Vermittler und Vermittelten berücksichtigt (S. 11 f.). Der Untersuchungsgegenstand, „Die Zeit“, und seine Behandlung fügen sich in dieses Konzept nahtlos ein. Für einige Jahre konnte die Wochenschrift tatsächlich eine einzigartige Mittlerposition zwischen Wiener und tschechischer Moderne einnehmen. Dass sowohl diese Position wie auch die Zusammenarbeit der Protagonisten auf beiden Seiten äußerst flüchtig waren, macht diese Phase umso interessanter.

In drei Studien beleuchten die Herausgeber das Phänomen der „Zeit“ aus unterschiedlichen Blickwinkeln. Allen dreien ist hoch anzurechnen, dass sie einen Teil der in diesem Band veröffentlichten Quellen kunstvoll einarbeiten, zugleich aber auf weitere, zum großen Teil auch unveröffentlichte Bestände ausgreifen. So entsteht ein dichtes Geflecht einander überlagernder Perspektiven. Es mag dem Vorhaben geschuldet sein, den bislang dominierenden zentralistischen Wiener Blick zu unterlaufen, dass Quellenauswahl und -deutung sehr stark im tschechischen Kontext verankert sind. Das stört aber nicht, im Gegenteil, wird durch die Übersetzung ausgewählter Korrespondenz doch hoffentlich ein breiter Leserkreis erschlossen.¹ Die Qualität der drei Studien rechtfertigt es auch, sie zum Gegenstand der Rezension zu machen.

In der ersten der drei Studien verortet Vratislav Doubek die „Zeit“ im tschechischen intellektuellen Milieu, konkret in der Gruppe der Realisten um T. G. Masaryk. Doubek argumentiert, dass die „Zeit“ für eine kurze Zeitspanne noch einmal eine „letzte österreichische Vision“ schaffen konnte. Eng damit verbunden war der Ver-

¹ Die tschechische Korrespondenz ist jeweils im Original mit nachfolgender Übersetzung ins Deutsche abgedruckt.

such, eine gesamtösterreichische bürgerlich-intellektuelle Partei zu gründen, der sowohl den Herausgebern der *Zeit*, als auch ihrem Wiener Korrespondenten Machar vielversprechend erschien (S. 52-54). Auch die Pläne Masaryks, sich nach der Rückgabe seines Reichsratsmandates wieder politisch zu betätigen, schienen dem entgegenzuwirken. Diese Pläne waren wohl – so Doubek – von Beginn an zum Scheitern verurteilt. Einzig der in Wien relativ isolierte Machar hielt einige Zeit daran fest und war dabei ironischerweise seinen Wiener Partnern Singer und Kanner in ihrer eingeschränkten Perspektive auf die politischen Verhältnisse in Prag verwandt. Die „*Zeit*“ blieb letztlich für ihre tschechischen Mitarbeiter zuvorderst eine deutschsprachige Tribüne mit großer Reichweite, nicht mehr und nicht weniger (S. 57).

Lucie Kostrbová verortet in ihrem Beitrag die tschechische Moderne ebenfalls im „realistischen“ Milieu, unterstreicht aber eher deren literarische und ästhetische Ziele. Dennoch wird deutlich, dass die gesamte Moderne und die von ihren Trägern beklagte krisenhafte Lage einer veränderten Wahrnehmung von Entwicklungen in Literatur, Wissenschaft und Politik geschuldet waren (S. 60). Kostrbová betont die einzigartige Stellung der „*Zeit*“ angesichts der Tatsache, dass die tschechische Moderne ihre Impulse ansonsten eben nicht aus Wien empfing und auch nicht empfangen wollte (S. 78). So leuchtet auch ein, dass die Verbindung nach Wien gerade kein allgemeines Phänomen der tschechischen Moderne war, sondern vor allem half, die Vorstellungen einer bestimmten Gruppe zu kommunizieren. T. G. Masaryk, J. S. Machar und F. V. Krejčí bildeten ein nahezu kongeniales Netzwerk, das eine sehr bestimmte Auffassung von Moderne über die „*Zeit*“ in die Öffentlichkeit brachte (S. 85-88). Dabei diente die deutschsprachige „*Zeit*“ oft als externe Referenz inner-tschechischer Debatten, die dann in den tschechischen modernistischen Zeitschriften aufgegriffen wurden. Machar fungierte durch seine Wiener Position fast als eine Art Pfortner, der nicht genehmen Publizisten den Zugang zur Öffentlichkeit der „*Zeit*“ verwehrte.

Kostrbová zeigt auch die verschiedenen Ebenen der Rezeption in Wien und Prag: Krejčís Beschreibung der literarischen Moderne löste in der tschechischen Öffentlichkeit die zu erwartende Debatte aus, war sie doch gleichermaßen Programm wie Kritik (S. 86). Zugleich lieferten solche Artikel dem Herausgeber und bis 1899 publizistischen Leiter der „*Zeit*“, Hermann Bahr, das symbolische Kapital, aus dem er sein junges Österreich zu bilden gedachte.² Kurt Ifkovits zeigt, dass, nicht anders als die tschechische Seite, auch die Wiener ein dezidiertes Distinktionsinteresse hatte, das die „*Zeit*“ durch ihre besondere Stellung vorübergehend befriedigen konnte. Nutzten Krejčí und seine Mitstreiter die publizistische Macht für die Etablierung einer bestimmten Spielart der Moderne innerhalb der tschechischen Debatten, so wollte Bahr sich vor allem von Berlin und den dortigen Strömungen abgrenzen (S. 98). Getreu den von Bahr formulierten Leitworten einer österreichischen Moderne, die unter anderem Österreich als Teil einer europäischen Vision beschrieben, lieferten die Einblicke aus dem tschechischen Milieu die verlangte Differenzierung.

Diese Vorstellungen waren in mancher Hinsicht kompatibel, oft widersprüchlich und fast nie übereinstimmend. Herausgearbeitet zu haben, wie diese sich über-

² Der Artikel ist im hinteren Teil des Bandes abgedruckt.

lagernden Deutungen ineinander griffen, wie sie funktionierten, woran sie aber auch scheiterten, ist ein großes Verdienst der Herausgeber. Darüber hinaus erlaubt die Auswahl der Quellen, die Argumentation nachzuvollziehen, liefert aber auch Material, das als Grundlage für weitere Studien dienen kann. Auch die Korrespondenz, vor allem zwischen Machar, Krejčí und Masaryk, aber auch Bahr lassen das publizistische Netzwerk um die „Zeit“ plastisch erkennen und die Intentionen der Verfasser kritisch einordnen. Man darf noch erwähnen, dass die Edition auch allen formalen Ansprüchen vollauf genügt. Der umfangreiche Anhang, in dem das sorgfältige Register sowie die erwähnte Bibliografie hervorstechen, schließt ein Werk ab, das Standards setzt.

Prag/München

Johannes Gleixner

Herzog, Markwart/Weigl, Huberta (Hgg.): Mitteleuropäische Klöster der Barockzeit. Vergegenwärtigung monastischer Vergangenheit in Wort und Bild.

UKV Verlagsgesellschaft, Konstanz 2011, 399 S., zahlr. Abb., (Irseer Schriften. Studien zur Wirtschafts-, Kultur- und Mentalitätsgeschichte N.F. 5), ISBN 978-3-86764-189-0, ISSN 1619-3113.

Die „Schwabenakademie Irsee“ hat dem Thema „Klosterbarock“ bereits zwei Tagungen gewidmet und deren Ergebnisse in umfangreichen Tagungsbänden vorgelegt. In dem aus einem Kolloquium im Jahr 1999 erwachsenen und 2002 unter dem Titel „Himmel auf Erden oder Teufelsbauwurm? Wirtschaftliche und soziale Grundlagen des süddeutschen Klosterbarock“ erschienenen ersten Band stand die Frage nach der Kunstförderung und dem „Bauboom“ in süddeutschen Klöstern im 18. Jahrhundert im Mittelpunkt.¹ Der nun vorliegende zweite Band enthält die überarbeiteten Referate der 2006 unter dem Titel „Barocke Klöster in Mitteleuropa. Visualisierung monastischer Vergangenheit in Wissenschaft und Kunst“ veranstalteten Tagung sowie eine Reihe weiterer einschlägiger Beiträge.

Die 16 Aufsätze des zweiten Bandes betreffen vornehmlich Klöster in Altbayern, Österreich, Böhmen, Schwaben und in der Schweiz, vereinzelt auch in Franken und am Mittelrhein; nach der Ordenszugehörigkeit handelt es sich dabei vor allem um Stifte und Klöster der Benediktiner und Zisterzienser sowie der Augustiner-Chorherren und der Kreuzherren mit dem roten Stern; in einem Beitrag werden auch die Wilhelmiten in die Betrachtung einbezogen. Gegenstand der Untersuchungen sind die Stifterbilder, Gründungsurkunden und -legenden, die Geschichtsschreibung und die Beschäftigung mit den Wissenschaften, Historienbilder und Freskenzyklen, Schriftstellerlexika und Porträtgalerien, die Sorge um die Überlieferung der Ordensregel und die Geschichte der Ordensheiligen und Klosterangehörigen sowie die Restaurierung und Barockisierung der aus dem Mittelalter überkommenen Klosteranlagen.

Mit Blick auf die Ausrichtung der „Bohemia“ soll auf drei die Geschichte böhmischer Klöster in der Barockzeit betreffende Beiträge näher eingegangen werden:

¹ Besprochen u.a. von *Karsten*, Arne: www.sehepunkte.de/2002/12/1433.html (letzter Zugriff 01.05.2012).

Štěpán Vácha und Martin Mádl (Prag) behandeln unter dem Titel „Geschichte im Bild“ die Freskenausstattung im Konventgebäude des westböhmisches Zisterzienserklosters Plaß (Plasy) (S. 183-200). Die 1144/45 gegründete und von Langheim in Oberfranken besiedelte Zisterze wurde im Zug der hussitischen Revolution 1420 schwer beschädigt und im Lauf des 16. und frühen 17. Jahrhunderts wiederhergestellt. Unter Abt Eugen Tyttl (1699-1738) entstand ab 1710 ein neuer vierflügeliger, dreigeschossiger Konventbau, der nach Tyttls Konzept in den Jahren 1720-1737 (mit Ergänzungen im Jahr 1783) von Jakob Anton Pink, Franz Anton Müller und Josef Kramolín in qualitätvoller Weise freskiert wurde. Von dem umfangreichen Zyklus werden im vorliegenden Beitrag die Fresken im Umgang des ersten Geschosses und im Kapitelsaal analysiert. Sie zeigen legendenhafte mariologische Szenen sowie Darstellungen historisch belegter päpstlicher Schenkungen an den Zisterzienserorden. Vergleichbare ikonografische Verbindungen von historisch verbürgten Ereignissen der Ordensgeschichte mit legendären Szenen begegnen uns in Zisterzienserkirchen in Deutschland und Österreich mehrfach (so in Waldsassen, Fürstenfeld, Schlierbach oder Baumgartenberg), sie erreichen aber nach dem Urteil der beiden Verfasser nicht die künstlerische und inhaltliche Qualität des Zyklus in Plaß.

Der Beitrag von Anett Matl (Fulda) „Zum immerwährenden süßen Andencken des lieben Alterthums“ gilt der Barockisierung des 1192/93 gegründeten und von Waldsassen aus besiedelten Zisterzienserklosters Ossegg (Osek) am Fuß des Erzgebirges zu Beginn des 18. Jahrhunderts (S. 367-386). Wie Plaß erlitt auch Ossegg in der hussitischen Revolution schwere Schäden (1421). Nach dem Verlust zahlreicher Untertanen und Güter in der Zeit der Reformation wurde das Kloster 1580 aufgelöst; die verbliebenen Besitzungen wurden dem Tafelgut des Prager Erzbischofs eingegliedert. Das im Auftrag Kaiser Ferdinands II. durch Erzbischof Ernst Albrecht Graf von Harrach 1626 restituierte Kloster stieg ab der Mitte des 17. Jahrhunderts unter den Äbten Laurentius Scipio (1650-1691) und Benedikt Simon Littwerig (1691-1723) zu neuem Glanz auf. Bei den unter letzterem errichteten Neubauten sollten die erhaltenen mittelalterlichen Bauteile (Kapitelsaal, Kreuzgang, Refektorium) – wie der Ossegger Geschichtsschreiber Augustinus Sartorius (1663-1723) in seinem berühmten Werk „Verteutschtes Cistercium bistertium“ (Prag 1708) schreibt – „zum immerwährenden Andencken des lieben Alterthums und [der] werthesten Stiffter unverruckt in ihrem alten Weesen gelassen werden“ (S. 371). Die behutsam erfolgte Barockisierung und die Einrichtung besonderer Orte der Erinnerung an die Kloster- und Ordensgeschichte im Klausurbereich lassen nach Matl „auf ein ausgeprägtes historisches Interesse des Ossegger Konvents schließen“ (S. 381), auf welches sie im folgenden Abschnitt unter Berufung auf Sartorius noch näher eingeht (S. 381-384). Die beiden Beiträge zeigen exemplarisch das als Folge der Umwälzungen nach der Schlacht am Weißen Berg einsetzende Bemühen innerhalb des Zisterzienserordens in Böhmen, durch Einbeziehen erhaltener Reste mittelalterlicher Bauten und den Rückgriff auf die frühen Quellen zur Geschichte ihrer Klöster an deren Glanzzeit vor der hussitischen Revolution anzuknüpfen, um damit ihre besondere Bedeutung innerhalb des eigenen Ordensgefüges und gegenüber anderen Orden sichtbar werden zu lassen.

Auch im Beitrag von Arkadiusz Wojtyła (Breslau) „Jerusalem oder Prag? Traditionsstiftung bei den Kreuzherren mit dem roten Stern“ geht es um die Standortbestimmung eines Klosters bzw. des gesamten Ordens in der Barockzeit (S. 269-290). Dieser hat sich schrittweise aus einer von der hl. Agnes von Böhmen, der Tochter des Böhmenkönigs Ottokar I., in den dreißiger Jahren des 13. Jahrhunderts begründeten laikalen Hospitalbruderschaft zum späteren Priester- und Seelsorgeorden und weiterhin zum ritterlichen Kreuzherrenorden mit zwei Zweigen, dem böhmischen und dem schlesisch-polnischen, entwickelt. Bereits im 16. Jahrhundert wurde im Orden selbst die Frage nach dem Ursprung des Ordens in Palästina gestellt, die seit dem Ende des 17. Jahrhunderts in einer Reihe gegensätzlicher Traktate eingehend abgehandelt wurde. Gegenüber dem im Prager Konvent wirkenden Geschichtsschreiber Jan Beckovský (1658-1725), der für die Entstehung des Ordens in Bethlehem und eine in die Zeit der Apostel und des Papstes Cletus zurückreichende, 800 Jahre dauernde Geschichte eintrat, setzte sich der Breslauer Ordensmeister Michael Joseph Fibiger († 1712) für die Entstehung in Böhmen im 13. Jahrhundert ein. Nach knappen Ausführungen über die Anfänge des Ordens und die Auseinandersetzungen um dessen Wurzeln geht Wojtyła auf die Bestrebungen um die Erhöhung des Ordens durch intensive Bildpropaganda bei den Kreuzherrenkirchen St. Georg zu Hloubětín bei Prag, Maria Kulm (Chlum Svaté Maří) in Nordwestböhmen, in Pöltzenberg (Hradiště Svatého Hypolita) bei Znaim (Znojmo) in Südmähren, im Matthiasstift zu Breslau (Wrocław) sowie am Schloss zu Deutsch Lissa (Leśnica) bei Breslau in der Barockzeit ein.

Auf Grund der einschlägigen Artikel zu den in dem Band behandelten böhmischen Klöstern in der von Pavel Vlček, Petr Sommer und Dušan Foltýn herausgegebenen „Encyklopedie českých klášterů“ (Praha 1997) hätten sich die Angaben an einzelnen Stellen noch ergänzen lassen. Doch zeichnen den lesenswerten Band Interdisziplinarität und Quellennähe der Beiträge – darauf hat schon Katja Hillebrand in ihrer Besprechung hingewiesen² – in ganz besonderer Weise aus.

Erlangen

Franz Machilek

Šimeček, Zdeněk: Knižní obchod v Brně od sklonku 15. do konce 18. století [Der Buchhandel in Brünn vom ausgehenden 15. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts].

Statutární město Brno, Archiv města Brna, Brno 2011, 498 S., 57 Abb., deutsche Zusammenfassung (Brno v minulosti a dnes, Supplementum 13), ISBN 978-80-86736-23-5.

Als 1854 der verdienstvolle Brünner Forscher und Politiker Christian Ritter d'Elvert (1803-1896) seine „Geschichte des Bücher- und Steindruckes, des Buchhandels, der Bücher-Censur und der periodischen Literatur, so wie Nachträge zur Geschichte der historischen Literatur in Mähren und Oesterreich-Schlesien“ abschloss,¹ bemerkte er nicht ohne Befriedigung, dass es in Zukunft auf diesem Gebiet wohl nichts mehr

² Vgl. www.sehepunkte.de/2011/11/16639.html (letzter Zugriff 01.05.2012).

¹ d'Elvert, Christian Ritter: Geschichte des Bücher- und Steindruckes, des Buchhandels, der Bücher-Censur und der periodischen Literatur, so wie Nachträge zur Geschichte der historischen Literatur in Mähren und Oesterreich-Schlesien. Brünn 1854.

zu entdecken geben werde. Er hat sich geirrt. Fast 160 Jahre später ist ein Buch erschienen, das zumindest für die Geschichte des Buchhandels in Brünn und darüber hinaus vor 1800 reichlich Neues zu bieten hat.

Der Autor Zdeněk Šimeček gilt seit Jahrzehnten als ausgewiesener Fachmann auf dem Gebiet des Druckerei-, Buchhandels- und Zeitungswesens Böhmens und Mährens und hat sich auch im deutschsprachigen Raum einen Namen gemacht.² Seine nun vorliegende Publikation über die ersten drei Jahrhunderte der Geschichte des Brünner Buchhandels ist die Frucht einer langen Forschertätigkeit, die 1976 in dem Erscheinen einer Bibliografie der Brünner Zeitungen und Zeitschriften bis 1975 ihren ersten Niederschlag fand.³

Šimeček greift bei seiner Darstellung auf einen reichen Fundus an Archivalien zurück. Es handelt sich vor allem um Bestände aus dem Mährischen Landesarchiv (Moravský zemský archiv) und dem Stadtarchiv Brünn (Archiv města Brna), aber auch aus dem Prager Nationalarchiv (Národní archiv), dem Landesarchiv Troppau (Zemský archiv v Opavě), dem Staatlichen Bezirksarchiv Olmütz (Státní Okresní archiv v Olomouci), dem Wojewodschafts- und Stadtarchiv Breslau (Archiwum wojewódstwa i miasta we Wrocławiu), dem Oberösterreichischen Landesarchiv Linz, dem Stadt- und Landesarchiv Wien sowie dem Österreichischen Staatsarchiv Wien.

Die erste Druckerei in Brünn ist für das Jahr 1486 nachgewiesen: Konrad Stahel druckte mit seinem Helfer Matthias Preinlein in der Stadt die „Agenda Olomucensis“.⁴ Um diese Zeit (1480-1503) gab es in Brünn bereits eine erste Buchhandelsniederlage des Peter Drach aus Speyer, der auch in Prag, Brüx (Most), Kuttenberg (Kutná Hora), Iglau (Jihlava) und Olmütz (Olomouc) tätig war. Die ersten Buchlieferungen nach Brünn waren an den Buchhändler Johann Schmiedhoffer gerichtet, der in Leipzig in Drachs Diensten stand und den Buchhandel mit Böhmen organisierte. Weitere größere Sendungen sind für 1486 archivalisch belegt. Schmiedhoffer reiste von Leipzig aus zu Brünner Märkten. In der Folgezeit waren die Wiener Verleger und Buchhändler Leonhard und Lukas Allantsee in Brünn aktiv und legten den Grundstein zu einer bis zum Ende der Monarchie währenden engen Bindung an den dortigen Buchmarkt.

Für die folgende Zeit kennen wir keine Buchhändler und auch keine Buchdrucker in den Brünner Quellen, was aber nicht bedeutet, dass kein Buchmarkt existierte. Šimeček fand Verzeichnisse von Büchern aus dem Ausland, deren Verkauf erlaubt war. Die nächste Druckerei existierte in Olmütz, für den Absatz ihrer Produktion sorgten in der Stadt Buchbinder.

² Šimeček, Zdeněk: Geschichte des Buchhandels in Tschechien und in der Slowakei. Wiesbaden 2002. – In jüngster Zeit erschien: Šimeček, Zdeněk: Počátky novinového zpravodajství a novin v českých zemích (Do devadesátých let 18. století) [Die Anfänge der Zeitungsberichterstattung und der Zeitungen in den böhmischen Ländern (Bis in die neunziger Jahre des 18. Jahrhunderts)]. Brno 2011.

³ Kubiček, Jaromír / Šimeček, Zdeněk: Brněnské noviny a časopisy od doby nejstarší až do roku 1975. [Brünner Zeitungen und Zeitschriften von der ältesten Zeit bis zum Jahr 1975] Brno 1976.

⁴ Vgl. Dokoupil, Vladislav: Počátky brněnského knihtisku. Prvotisky [Die Anfänge des Brünner Buchdrucks. Wiegendrucke]. Brno 1974.

1667 kam aus Bayern Johann Hueber, ein Kaufmann, der auch Bücher im Sortiment hatte. Er wurde bürgerlicher Buchhändler und arbeitete mit Johann Ziegler aus Nürnberg zusammen, mit dem er gemeinsame Angebotskataloge drucken ließ.

Für das 18. Jahrhundert stehen dem Autor mehr Quellen zur Verfügung. Nun hießen die (allesamt zugezogenen) Buchhändler Johann Georg Muffat, Georg Lehmann, Johann Paul Krauss oder Matthias Wagner. 1740-1772 betrieben Friedrich Matthias Obladen und Karl Franz Locatelli den Buchhandel in der mährischen Metropole. Sie hatten Beziehungen zum deutschen und französischen Buchmarkt, ihre Hauptkundschaft fanden sie im Adel. Alles in allem scheint jedoch der Buchhandel wohl finanziell wenig interessant gewesen zu sein, was auch an der langen vergeblichen Suche nach einem Nachfolger Locatellis deutlich wird.

Eine entscheidende Neuerung brachte die Buchhändlerordnung von 1772, mit der die Regierung die Bedeutung des Buchhandels würdigte. Allerdings diente sie zugleich auch den sich verstärkenden Zensurbestrebungen. Für diese Zeit kann Šimeček auch den Buchhandel in anderen Städten Mährens beobachten, in Olmütz, Troppau (Opava) und Nikolsburg (Mikulov). Interessant sind auch seine Bemerkungen zum Sortiment, das natürlich von gut verkäuflicher volkstümlicher Lektüre dominiert war, aber auch anspruchsvollere Titel umfasste. Die Bücher waren in der weit überwiegenden Zahl in Deutsch verfasst, es wurden jedoch auch tschechischsprachige Publikationen angeboten und verkauft.

Das Buch wird mit einem Exkurs zum Handel mit hebräischen Drucken im 18. Jahrhundert abgerundet. Über dieses Spezialgebiet gibt es bisher nur wenige Veröffentlichungen. Umso verdienstvoller sind Šimečeks neue Erkenntnisse. Schon im dritten Kapitel streift der Autor die Rolle jüdischer Krämer und Hausierer für die Buchdistribution. Erwähnt werden auch der Neophyht Josef Ptinský (oder Pdinský) aus Eiwanowitz (Ivanovice na Hané), der in Wischau (Vyškov) ein Buchlager besaß, und der antijüdische „Bestseller“ der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts aus der Feder des Elias Liborius Roblík, Dekan in Großmeseritsch (Velké Meziříčí), „Jüdische Augen-Gläser“.⁵ In seinem Exkurs geht der Autor auf die Existenz früher jüdischer Druckereien in Mähren ein, über die wir nur geringe Kenntnisse haben, etwa in Proßnitz (Prostějov) um 1600 oder mit einem wohl nie realisierten Projekt auf der Herrschaft Austerlitz (Slavkov).⁶ Zentrum des jüdischen Buchhandels war ursprünglich – sicher nicht ohne Unterstützung der Dietrichsteinschen Herrschaft – Nikolsburg, wohin Anfang des 18. Jahrhunderts hebräische Bücher aus Prag und Schlesien gelangten. Über Nikolsburg lief auch in größerem Umfang der Handel mit unzensierten hebräischen Büchern, die fast selbstverständlich auch auf Brüner Märkten verkauft wurden. Der Handel mit einheimischen Drucken ist erst 1750

⁵ *Roblík*, Elias Liborius: Jüdische Augen-Gläser. Das ist Ein- in Zwey Theil verfasstes, und denen Juden zur Erkenntnuß des wahren Glaubens vorgestelltes Buch [...]. Brünn: Maria Barb[ara] Swoboda 1741; Znaim: Anton Joh[ann] Preyß 21743; Königgrätz: Wentzl Johann Tibelli 1743.

⁶ Hier wäre noch ein Beitrag des Rezensenten in der Bibliografie zu ergänzen: *Teufel*, Helmut: Gersonidové na Moravě [Gersoniden in Mähren]. In: *Židé na Moravě* [Juden in Mähren] 1 (1994) 63-66.

belegt, als die Hofämter beschlossen, eine hebräische Druckerei für Mähren und Österreichisch-Schlesien einzurichten. Den Zuschlag erhielt der Brünner Bürger und Kaffeehausbesitzer Josef Franz Neumann, der 1753 privilegiert wurde. Neumanns Witwe Anna Franziska verlegte die Druckerei nach Nikolsburg, 1777 erneut nach Brünn. Die Neumannsche Druckerei und ihre Nachfolger produzierten und vertrieben ein breites Angebot für Christen und Juden, wobei jüdische Drucke in Mähren immer wieder Opfer der Zensur wurden.

Die Publikation entspricht auch äußerlich dem Stoff. Sie ist typografisch gut gemacht, in quadratischem Format, ausgestattet mit reichem Bildmaterial – wobei sich der Leser die Bildlegenden leider aus dem separaten Abbildungsverzeichnis zusammensuchen muss –, Quellen- und Literaturverzeichnis, umfangreicher deutscher Zusammenfassung, Namens- und Ortsregister sowie einer Bibliografie der Werke des Autors aus den Jahren 1952 bis 2009.

Zwei kleine Anmerkungen zum Schluss: Im Literaturverzeichnis taucht zweimal ein Daniel Kocman auf. Zweifellos handelt es sich aber um Pavel Kocman. Auf S. 420, dritte Zeile von oben, ist Förd (Förth) sicher Fürth bei Nürnberg.

Großostheim

Helmut Teufel

Šmahel, František: Život a dílo Jeronýma Pražského. Zpráva o výzkumu [Leben und Werk des Hieronymus von Prag. Ein Forschungsbericht].

Argo, Praha 2010, 392 S., ISBN 978-80-257-0269-7.

Als František Šmahel 1966 seine Biografie des Hieronymus von Prag einem breiten Leserkreis übergab, sah er sie als eine Vorarbeit zu einem wissenschaftlichen Werk über den böhmischen Philosophen und „Nonkonformisten“ an. Vier Jahrzehnte später ist Hieronymus immer noch Šmahels Lieblingsfigur in der Geschichte des frühen Hussitismus und er legt ein neues Buch zu dieser vor, das er selbst nahezu entschuldigend als „Forschungsbericht“ bezeichnet (S. 15). Zu einer captatio benevolentiae gibt es jedoch keinen Grund. Obgleich im vorliegenden Buch die größeren historischen Zusammenhänge zugunsten detaillierter Quellenanalysen und biografischer Teilstudien in den Hintergrund treten, bietet es eine gut lesbare Lebensschilderung des Haupthelden, eine wertvolle Einführung in dessen Philosophie sowie materialreiche Quellen- und Literaturverzeichnisse. Damit fasst es die Ergebnisse einer Auseinandersetzung mit dem Thema zusammen. Da Šmahel zusammen mit Gabriel Silagi im selben Jahr auch eine komplette kritische Edition von Hieronymus' Schriften vorbereitet hatte,¹ stellt er die Hussitismus-Forschung sowie die Geschichte der spätmittelalterlichen Philosophie in puncto Hieronymus auf eine neue, solide Grundlage.

Der erste Teil des Buches (S. 15-89) schildert den Lebenslauf des Hieronymus von Prag, der in 16 kurze Kapitel gegliedert ist. Ab Kapitel 3 handelt es sich im Wesentlichen um die tschechische Fassung der im „Corpus christianorum“ auf

¹ Šmahel, František/Silagi, Gabriel (Hgg.): *Magistri Hieronymi de Praga Quaestiones, polemica, epistulae*. Turnhout 2010 (Corpus christianorum. Continuatio mediaevalis 222).

Deutsch abgedruckten Einleitung. Die ersten zwei Abschnitte, die die Anfänge von Hieronymus' Leben und Studium untersuchen, schöpfen aus einer früheren Studie.² Offensichtlich regte die detaillierte, minutiöse Bearbeitung der Biografie aufgrund von Quellenmangel mitunter zu hypothetischen Lösungen an, die aber vom Autor stets als solche kenntlich gemacht sind. So bleibt die Vermutung, der Vater von Hieronymus könnte mit dem Prager Bürger Václav Češíř identisch gewesen sein (S. 18), bloße Spekulation, ähnlich wie der Versuch, die Verwaltung der Studienstiftung von Adalbert Ranconis den Domherren abzusprechen (S. 24). Doch führen gerade detaillierte Überlegungen dieser Art zu wertvollen Ergebnissen, etwa wenn Šmahel gegenüber der älteren Forschung überzeugend die Reihenfolge von Hieronymus' Immatrikulationen in Köln und Heidelberg umdreht (S. 30 f.).

Die Biografie wird von drei Exkursen begleitet. Der erste behandelt die verlorenen Akten des Konstanzer Prozesses gegen Hieronymus, der zweite seine Pilgerfahrt nach Jerusalem und der dritte die Konstanzer Polemik gegen Hieronymus über die Slawen und Germanen aus der Feder Dietrichs von Niem. Zwei dieser Exkurse wurden dem internationalen Publikum schon zuvor auf Deutsch bzw. Englisch zur Verfügung gestellt.³ Der dritte stellt einen Versuch dar, Hieronymus' Besuch im Heiligen Land näher zu datieren, wobei Šmahel zu der Auffassung neigt, dass dieser in den Jahren 1407-1408 stattgefunden hat; seine weiteren Ausführungen bleiben „vom Spinnwebgewebe der Hypothesen bedeckt“ (S. 107). Trotzdem bietet Šmahel eine außerordentlich wertvolle Zusammenstellung von Quellenbelegen zu böhmischen Jerusalem-pilgern um 1400. Zu der Äußerung von Jan Hus, viele seiner Zuhörer seien 1407 in Rom und Jerusalem gewesen, bemerkt Šmahel abermals, dass diese Pilger keine Spur in den Quellen hinterlassen haben (S. 101 und 102). Die Erklärung verbirgt sich meiner Meinung nach im Verständnis von Hussens Zitat. Er verteidigt sich hier gegen den Vorwurf, er habe gegen die kirchlichen Beschlüsse „vor allen Menschen“ gepredigt (*coram omni multitudine populi*).⁴ Da nimmt er die Ankläger beim Wort und sagt, er habe nicht zu allen Menschen gesprochen, da er z.B. den Einwohnern von Rom oder Jerusalem nicht gepredigt habe. Der Satz ist also nicht als ein Hinweis auf die Reise einer Schar seiner Zuhörer zu den heiligen Stätten zu lesen.

Der zweite Teil des Bandes ist als „Prolegomena zum Prager Streit über die *universalia realia*“ betitelt. Der Universalienstreit um 1400 gilt als zentrales Problem der

² Šmahel, František: Drobné otázky a záhady v studentském životě mistra Jeronýma Pražského [Kleinere Fragen und Rätsel im Studentenleben des Magister Hieronymus von Prag]. In: *Český časopis historický* 106 (2008) H. 1, 1-18.

³ Šmahel, František: Polemik über die kulturelle und andere Überlegenheit der Tschechen und Deutschen auf dem Konstanzer Konzil. In: *Pešek, Jiří/Vorel, Petr* (Hgg.): Neue tschechische Interpretationen der Fragen des tschechisch-deutschen Zusammenlebens. Magdeburg 2011, 9-20. – Šmahel, František: The Acta of the Constance Trial of Master Jerome of Prague. In: *Barr, Helen/Hutchison, Ann M.* (Hgg.): Text and Controversy from Wyclif to Bale. Essays in Honour of Anne Hudson. Turnhout 2005, 323-334 (tschechisch bereits in: *Studie o rukopisech* 24 (2001) 85-96).

⁴ *Novotný, Václav* (Hg.): *M. Jana Husi Korespondence a dokumenty* [Die Korrespondenz und Dokumente des Magister Jan Hus]. Praha 1920, 31.

Geschichte der mittelalterlichen Philosophie in Böhmen, er erfreut sich in letzter Zeit einer erneuten Aufmerksamkeit der Forscher und Editoren.⁵ František Šmahel bietet eine breit gefasste Einführung in die Problematik von den frühen Aristoteles-Kommentaren bis zu Hieronymus und seinen Kollegen, allen voran Hus und Pálec (S. 161-238). Das ist eine große Leistung, läuft doch jeder Versuch einer zugänglichen Schilderung der Themen der mittelalterlichen Philosophie Gefahr, für Fachleute zu vereinfacht und für Laien zu kompliziert auszufallen. Der Abschnitt über Hieronymus' Bibliothek und die von ihm zitierten Quellen bildet schon einen Übergang zum dritten Teil, dem Werkverzeichnis von Hieronymus. Für Šmahel bildete das weitgehende Fehlen der bekannten Werke des berühmten Magisters den ersten Impuls, sich der Handschriftenforschung zu widmen (S. 11), nun legt er die Ergebnisse dieser Arbeit vor. Das Verzeichnis in der tschechischen Ausgabe (S. 239-337) ist demjenigen in der Edition von Šmahel und Silagi vorzuziehen, denn anders als im „Corpus christianorum“ ist hier jede Schrift mit einem eingehenden Kommentar versehen, der sich mitunter zu einer separaten Fallstudie auswächst: so z. B. die sich auf zwanzig Seiten erstreckende Erläuterung zu Hieronymus' „Schild des Glaubens“ (S. 273-293), die den Text von Šmahels schon zuvor auf Deutsch veröffentlichter Studie zum Thema wiedergibt, deren tschechische Fassung bisher nur in gekürzter Form vorlag.⁶

Die detaillierte Bibliografie sowie das Schriftenverzeichnis machen die Hieronymus-Monografie geradezu zu einem Nachschlagewerk. Umso mehr ist zu bedauern, dass der Verlag dem Text nicht etwas mehr Sorgfalt gewidmet hat. Die Druckfehler sind zahlreich, darunter auch an Stellen, an denen sie in den Parallel- oder anderssprachigen Abdrucken korrigiert wurden. Hier sei nur auf einige Tippfehler in Daten hingewiesen, die den Leser irreführen könnten: Das Interdikt über Prag wurde im Juni 1411 verhängt, nicht 1412 (S. 55); der älteste datierte Wyclif-Codex aus Böhmen stammt aus dem Jahr 1397, nicht von 1398 (S. 21, vgl. S. 24); Hieronymus disputierte in Krakau im März 1413, nicht 1412 (S. 66, vgl. S. 63 f.).⁷ Dazu kommen gelegentliche Uneinheitlichkeiten in der Schreibweise von Namen (Nikolaus Zeiselmeister, Johannes Naz). An mehreren Stellen ist sichtbar, dass der Text

⁵ Siehe neben der Edition von Šmahel und Silagi auch Müller, Ivan (Hg.): *Commentarius in I-IX capitula tractatus De universalibus Iohannis Wyclif Stephano de Palecz ascriptus*. Praha 2009.

⁶ Šmahel, František: *Das Scutum fidei christianae magistri Hieronymi Pragensis in der Entwicklung der mittelalterlichen trinitarischen Diagramme*. In: Patschovsky, Alexander (Hg.): *Die Bildwelt der Diagramme Joachims von Fiore. Zur Medialität religiös-politischer Programme im Mittelalter*. Ostfildern 2003, 185-210. – Šmahel, František: *Príspevek k soupisu literární pozůstalosti M. Jeronýma Pražského: trinitární diagramy* [Beitrag zum Inventar des Nachlasses des Magister Hieronymus von Prag: trinitarische Diagramme]. In: *Studie o rukopisech* 33 (1999-2000) 29-45. – Auch der Kommentar zum Lob der Freien Künste (S. 293-302) reproduziert eine verkürzte Fassung von Šmahels Studie aus den frühen 1970er Jahren (deutsche Übertragung in *ders.*: *Die Prager Universität im Mittelalter*. Leiden, Boston 2007, 387-404).

⁷ Anm. 136 auf S. 129 führt die Editionen der „Heidelberger Quaestio“ und der „Quaestio UVGS“ an, als ob es sich um zwei verschiedene Werke handelte, obwohl es ein und dieselbe Schrift ist (wie auch dem Schriftenverzeichnis S. 239-242 zu entnehmen ist).

ursprünglich für eine deutsche Übersetzung erstellt wurde,⁸ so klingen einige Stellen im Tschechischen ungewöhnlich („dóm Naší milé Paní“ für die Frauenkirche anstatt des üblichen „chrám Panny Marie“, S. 73) oder sind an der Grenze der Verständlichkeit (S. 106 „Cairo“ statt des tschechischen „Káhira“).

Mit der Hieronymus-Monografie legt František Šmahel die Summe seiner jahrzehntelangen unermüdlichen Forschung vor. Dank seiner eifrigen Publikations-tätigkeit ist ein guter Teil davon bereits auch der internationalen Fachöffentlichkeit zugänglich. Dass jeder Forscher, der sich nun mit Hieronymus beschäftigt wird, nach dem Šmahelschen Band greifen muss, steht außer Frage. Doch auch wer sich mit der frühen Reformation, dem spätmittelalterlichen Universalienstreit und mit der Universitätsgeschichte im Allgemeinen beschäftigt, wird kaum an dem Buch vorbeikommen. Das kommentierte Schriftenverzeichnis hat hohen Gebrauchswert, die minutiös ausgearbeitete Biografie und die Ausflüge des Verfassers in Philosophie-, Buch- und Textgeschichte machen das Werk zu einer vorbildlichen nicht nur historischen, sondern im besten Sinne mediävistischen Arbeit.

Berlin

Pavel Soukup

Žemlička, Josef: Přemysl Otakar II. Král na rozhraní věků [Přemysl Ottokar II. Ein König an der Zeitenwende].

Lidové noviny, Praha 2011, 752 S., zahlr. s/w-Abb., ISBN 978-80-7422-118-7.

Unter den „Erinnerungsorten eines Jahrtausends“ sucht man die Namen Dürnkrut und Jedenspeigen vergeblich. Doch ist mit diesen Orten im heutigen Niederösterreich die Schlacht auf dem Marchfeld von 1278 verbunden, die den ambitionierten Böhmenkönig Přemysl Ottokar II. in der direkten militärischen Konfrontation mit dem römisch-deutschen König Rudolf I. von Habsburg das Leben kostete und das Königreich des gefallenen Helden in gewaltige politische Turbulenzen stürzte. Was bleibt von einem Herrscher mit mitteleuropäischer Strahlkraft, der als „rex magnificus et potentissimus“ den Ruhm seines böhmischen Geschlechts auf ungeahnte, freilich gefährliche Höhen machtpolitischen Ehrgeizes zu steigern suchte und dabei im Kampf um die römisch-deutsche Königskrone, in Acht und Kirchenbann geschlagen, den Tod auf dem Schlachtfeld fand?

Přemysl Ottokar II. (um 1230-1278), der „goldene und eiserne König“, war unbestritten eine der markantesten Herrscherpersönlichkeiten des Mittelalters. „König Ottokars Glück und Ende“, wie Franz Grillparzer sein 1823 entstandenes Stück in romantischer Verklärung nannte, hat die Geschichtsschreibung und Dichtung immer wieder zu höchst kontroversen Wertungen veranlasst. Schon mit dem Tod setzte die Legendenbildung ein, wobei der Interpretationsspielraum von panegyrisch übertriebenen Nekrologen über die Kritik an den vermeintlich deutschfreundlichen Tendenzen des Königs bis hin zur Charakterisierung als unberechenbarer Tyrann und un-

⁸ Die Wiedergabe des Spitznamens Bischof Zbyněks „Abeceda“ als „ABCD“ (S. 48) ist im Tschechischen überflüssig, genauso wie der Zusatz „damals Nikolsburg“ zum Ortsnamen Mikulov (S. 58).

moralischer Bösewicht reichte. Erst 1989 konnte Jörg K. Hoensch eine wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Biografie des Böhmenkönigs vorlegen.¹

Josef Žemlička, einer der führenden Mediävisten in der Tschechischen Republik, hat bereits 2007 eine (etwa mit Blick auf die Terminologie) in Teilen nicht unumstrittene Geschichte Böhmens in der Fürstenzeit vorgelegt.² Seit mehr als 25 Jahren setzt er sich intensiv mit dem Jahrhundert der letzten Přemysliden auseinander, so dass die jetzt vorliegende Biografie als logische Konsequenz seiner Forschungstätigkeit erscheinen kann. Doch betont Žemlička einleitend, er habe ursprünglich – nach dem Böhmen der Fürstenzeit und dem königlichen Böhmen – als Abschluss der Trilogie die drei letzten přemyslidischen Herrscher (Přemysl Ottokar II., Wenzel II. und Wenzel III.) zusammenfassen wollen. Das sei jedoch an der Stofffülle gescheitert, so dass die vorliegende Monografie ausgegliedert wurde.³ Dies kommt unbestritten den vielfältigen Problemen und Entwicklungstendenzen zugute, die sich in der Herrschaftszeit Přemysl Ottokars II. in Politik, Wirtschaft, Kultur, Recht, Urbanisierung und territorialer Ausformung ergaben.

In sieben umfangreichen Kapiteln geht es um die entscheidenden Grundfragen der Regierung Přemysl Ottokars II.: Wie gestaltete sich die Herrschaft des fünften Königs aus dem Geschlecht der Přemysliden in den böhmischen Erblanden und in den übrigen Teilen seines „Großreiches“? Welche Faktoren ermöglichten den Aufstieg des Königs, welche Erscheinungen, Tendenzen und Ursachen führten zu seinem Fall? Wer waren Gegner und Verbündete, wie gestaltete sich das Verhältnis zum einheimischen und fremden Adel und worin sind die materiellen Quellen der Herrschaft Ottokars zu sehen?

Jedes der sieben Kapitel ist in thematische Unterkapitel gegliedert. Zunächst wird ein historiografischer Überblick geboten, an den eine quellenkritische Betrachtung des diplomatischen und chronikalischen Materials anschließt. In Kapitel 2 geht es unter dem Titel „Im Banne der Kontinuität“ zum einen um die Stellung der böhmischen Länder in einem Europa, das seine „Vielfalt“ entdeckt hatte und in dem Böhmen geopolitisch am engsten mit der westlichen Nachbarschaft, d. h. dem Sacrum Imperium Romanum, verbunden war. Zum anderen werden die gesellschaftlichen Strukturen im Königreich Böhmen (Städte, Adel, Zentrum und Regionen) behandelt, das durch die Sizilische Goldbulle von 1212 die erbliche Königswürde besaß und durch Heiraten mit zahlreichen Adelsfamilien in den Nachbarländern verwandt war. Und schließlich wird die prägende soziale Schichtung der ländlichen Gesellschaft thematisiert, die nicht zuletzt durch die ihrem Höhepunkt zustrebende Kolonisation einen längerfristigen demografischen Aufschwung erlebte, aber eben auch eine weitere Differenzierung. Dass in der Darstellung Termini wie der in der Forschung kontrovers diskutierte hereditas-(Erbrechts)-Begriff einer inhaltlichen

¹ Hoensch, Jörg K.: Přemysl Ottokar II. von Böhmen. Der goldene König. Graz, Wien, Köln 1989.

² Žemlička, Josef: Čechy v době knížecí (1034-1198) [Böhmen im Zeitalter der Fürstenherrschaft (1034-1198)]. Praha 2007.

³ Verwiesen sei hier insbesondere auf die Biografie Josef Žemličky über Přemysl Ottokar I. (Praha 1990) sowie seine Darstellung Století posledních Přemyslovců [Das Jahrhundert der letzten Přemysliden]. Praha 1986.

Klärung bedürfen, ist unstrittig, doch in den Text einbezogene seitenlange Polemiken gegen andere Auffassungen in der tschechischen Mediävistik (S. 69-74) wirken deplatziert, hindern den Lesefluss und gehören in Kurzform in den Anmerkungsapparat!

Die Folgekapitel sind unter den Titeln „Staatenbund“ (Kap. 3) und „König in einer pulsierenden Gesellschaft“ (Kap. 4) insbesondere der Frage gewidmet, welche Faktoren den machtpolitischen Aufstieg Přemysl Ottokars II. innerhalb und außerhalb Böhmens begünstigten. Dabei geht der Autor auf die bereits angesprochene hochmittelalterliche Kolonisation und die feste Verankerung Böhmens im dynastischen Netz in Europa ein, beschreibt den Zustand des Hl. Römischen Reiches nach dem Untergang der Stauer und nennt auch das sich anschließende so genannte Interregnum sowie die machtpolitische und kirchenrechtliche Sonderstellung des Erzbischofs von Salzburg. Um 1270 beherrschte der außerordentlich mobile Přemysl Ottokar II. ein umfangreiches, freilich asymmetrisches „Reichsgebilde“, das neben dem böhmischen „regnum“ mehrere Reichsherzogtümer mit eigener Vergangenheit und „staatlicher“ Tradition umfasste, was deren Beherrschung keineswegs einfach gestaltete. Damit sind wiederum zwei Fragen verbunden: Hatte erstens das räumliche Ausgreifen nach Süden eine konzeptionelle Grundlage, oder war es vielmehr dem dynastischen Zufall (vor allem dem Aussterben der Babenberger) geschuldet, wie zuletzt Reinhard Härtel mit überzeugenden Argumenten dargelegt hat?⁴ Welche Rolle kam, zweitens, dem sich gegen Städte, Niederadel und Landesherrn abgrenzenden Adel in diesem Machtspiel zu?

Žemlička beleuchtet besonders in seinem vierten und fünften Kapitel eine Vielzahl von relevanten Detailfragen, etwa zu den Stützen des Königs, den Einnahmen und Ausgaben der königlichen Kammer, der Stellung der Juden, dem mittelalterlichen „Staat“, der Stellung Mährens, der Rolle der Landesgemeinde als Repräsentantin des Adels, der Landesverwaltung, dem Gerichtswesen sowie der allgegenwärtigen Kirche, aber auch der „neuen Frömmigkeit“, die nicht allein in der Intensität der dynastischen Heiligen und im Sankt-Wenzels-Kult ihre Reflexion fand, sondern sich auch vor dem Hintergrund einer latenten Christianisierung abspielte. Diese große Menge an Einzelfragen macht es dem Leser nicht immer leicht, der biografischen Grundstruktur des Werkes zu folgen – zumal wenn in die Darstellung erneut seitenlange scharfe Polemiken gegen den Brünner Mediävisten Libor Jan (S. 290-296) eingebunden sind, die nur als störend empfunden werden können.

Auf mehr als 130 Seiten werden in Kapitel 6 und 7 das Ende der Großmachtambitionen Přemysl Ottokars II., die Konfrontation mit dem neuen römisch-deutschen König Rudolf I. von Habsburg, die Revindikationspolitik, die machtpolitisch begründeten Spannungen mit dem einheimischen Adel, die Schlacht auf dem Marchfeld im Sommer 1278 sowie die politischen Folgen für die weitere Geschichte des Königreichs Böhmen aufgezeigt. Den Habsburgern eröffnete der Sieg bei Dürnkrut und Jedenspeigen den langen erfolgreichen Weg nach Mitteleuropa. Den in Böhmen

⁴ Härtel, Reinhard: Böhmens Ausgriff nach Süden. In: *Hlaváček, Ivan/Patschovsky, Alexander* (Hgg.): *Böhmen und seine Nachbarn in der Přemyslidenzeit*. Ostfildern 2011, 204-245, hier 243.

regierenden Přemysliden blieb noch wenig mehr als ein Vierteljahrhundert, in dem freilich zahlreiche Grundlagen für die Blütezeit unter dem Luxemburger Karl IV. im nachfolgenden 14. Jahrhundert gelegt wurden.

Ein immerhin 100 Seiten umfassender Anmerkungsapparat, ein fast ebenso gewaltiges Quellen- und Literaturverzeichnis, ein Namens-, Orts- und Sachregister sowie ein englisches Resümee beschließen die Biografie. Insgesamt bietet sich ein zwiespältiger Eindruck: Auf der einen Seite liefert der Autor ohne Zweifel eine hochintelligente, kenntnisreiche, mit unzähligen Details versehene Darstellung, die die internationale Forschung umfassend reflektiert. Auf der anderen Seite hinterlassen die vielen Verästelungen bei Detailfragen sowie die polemischen Ausfälle einen für den Leser verwirrenden Eindruck, den man bei anderer Struktureinteilung hätte vermeiden können.

Leipzig

Thomas Krzenck

Kubín, Petr: Sedm přemyslovskejch kultů [Sieben přemyslidische Kulte].

Ústav Dějin Křesťanského Umění Katolické Teologické Fakulty Univ. Karlovy/Togga, Praha 2011, 369 S., 80 s/w-Abb., (Opera Facultatis theologiae catholicae Universitatis Carolinae Pragensis, Historia et historia artium 12), ISBN 978-80-87258-19-4.

Nicht allein die böhmischen Landespatrone – allen voran der hl. Wenzel – sind Identifikationsfiguren, auf die die postmoderne, vielfach säkularisierte Zivilgesellschaft in unserem Nachbarland noch immer (oder wieder?) zurückgreift.¹ Die böhmischen Länder verfügen in der historischen Retrospektive zudem über eine lange Reihe von Identifikationsgestalten, zu denen auch die im vorliegenden Band behandelten Persönlichkeiten zählen. Sie alle sind mit der Dynastie der Přemysliden verbunden, wobei die Zeitspanne von den zwanziger Jahren des 10. bis in die beginnenden achtziger Jahre des 13. Jahrhunderts reicht. Der Schwerpunkt liegt allerdings auf dem 10. und 11. Jahrhundert.

Konkret geht es um vier Männer und drei Frauen, die – mit Ausnahme des Eremiten Gunther – allesamt aus Böhmen stammten und die in ihrer Heimat kultische Verehrung genossen. Die ihnen gewidmeten Kulte unterschieden sich hinsichtlich ihrer Verbreitung und Ausstrahlung, doch gilt übergreifend, dass sie eng mit der herrschenden Dynastie verbunden waren und somit auch eine staatstragende Funktion erfüllten.

Petr Kubín, Dozent für Kirchengeschichte des Altertums und des Mittelalters an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Karlsuniversität, beschäftigt sich seit mehr als eineinhalb Jahrzehnten mit dem hier behandelten Thema. Er wurde im Jahr 2000 mit einer Arbeit über den 1897 seliggesprochenen Hroznata von Ovenec (um 1160-1217), Stifter des Klosters Tepl und prämonstratensischer Märtyrer mit přemyslidischen Wurzeln, promoviert. Darüber hinaus stammen aus seiner Feder zahlreiche Beiträge zur mittelalterlichen Hagiografie, 2010 zeichnete er zudem als

¹ Samerski, Stefan (Hg.): Die Landespatrone der böhmischen Länder. Geschichte – Verehrung – Gegenwart. Paderborn, München, Wien, Zürich 2009, 10. Dieses Werk fehlt im Literaturverzeichnis bei Kubín.

Herausgeber für einen Band über den hl. Wenzel verantwortlich.² Die vorliegende Untersuchung wurde als Habilitationsschrift verfasst.

In einem ersten Teil präsentiert der Autor auf gut 70 Seiten eine Tour d’horizon über Heiligenkulte und Heiligsprechung in der Geschichte des Christentums, beginnend mit den ersten Christen, denen die Verehrung von Heiligen aus den eigenen Reihen noch fremd war, über altchristliche Märtyrer im Zusammenhang mit den Christenverfolgungen im Imperium Romanum, den nachfolgenden Kultwandel, heidnische Einflüsse, Translation und Patrozinien, die Verbindung von Märtyrergab und Altar bis hin zu Fragen der Kanonisierung und Hagiografie. Dabei betont er, dass die konkreten Entstehungsumstände von Legenden, die im Mittelalter zu den beliebtesten literarischen Texten gehörten, zu berücksichtigen sind. Kubín zeigt, wie die Heiligsprechung von örtlichen Bischöfen auf die Päpste überging, wobei sich ein eigener Ritus etablierte. In diesem Zusammenhang muss angemerkt werden, dass Innozenz III. der größte Anteil an der Konstituierung des Kanonisierungsprozesses zufällt und, wie an mehreren Beispielen exemplarisch verdeutlicht wird, die päpstliche Kanonisierungspolitik im Mittelalter generell auch ein wirksames machtpolitisches Mittel darstellte. Das zeigt auch eine Typologie der Heiliggesprochenen: In der Zeit zwischen dem 13. und dem 15. Jahrhundert waren 40 Prozent von ihnen Bischöfe und nur 26 Prozent Laien, 60 Prozent aller kanonisierten Personen kamen aus adeligen Familien.

Wann und auf welche Weise ein Mann oder eine Frau im christlichen Sinne den Status der „Sanctitas“ erlangte, hing von sehr unterschiedlichen Voraussetzungen ab.³ Gleichwohl bildete die „imitatio Christi“ stets eine Grundbedingung für eine Verehrung und eine Heiligsprechung. Dies gilt selbstredend auch für den im zweiten Teil des Buches vorgestellten Personenkreis kultisch verehrter, den Přemysliden nahestehender Männer und Frauen.

Drei Kernfragen sind es, die Kubín vor allem interessieren: Wer hat den Kult manifestiert? Wie wurde er von der Kirche sanktioniert? Warum wird er als přemyslidischer Kult bezeichnet? Bei weitgehend unveränderter Quellenlage geht es hier also um neue Fragen an ein altes Thema. Bereits im Titel jedes Beitrags wird dabei die přemyslidische Konnotation angezeigt. Insgesamt stehen bei allen behandelten Persönlichkeiten nicht Fakten und biografische Daten im Fokus, sondern das Aufkommen der kultischen Verehrung.

Den Auftakt bildet die 921 ermordete hl. Ludmilla von Böhmen, Großmutter und Erzieherin des hl. Wenzel, erste christliche Herrscherin Böhmens und erste Heilige des Landes. Anders als es die so genannte Christianslegende suggeriert, entstand ihr Kult nicht unmittelbar nach ihrem Tod, sondern erst rund vier Jahrzehnte später auf der Prager Burg auf Veranlassung von Ludmillas Urenkelin Mlada. In den Kreis der böhmischen Landespatrone stieg die „mater bona“ erst später, nämlich im 12. Jahrhundert auf.

² Vgl. Kubín, Petr (Hg.): Svatý Václav. Na památku 1100. výročí narození knížete Václava svatého [Der hl. Wenzel. Zur Erinnerung an den 1100. Jahrestag der Geburt des hl. Herzogs Wenzel]. Praha 2010 (Opera Facultatis theologiae catholicae Universitatis Carolinae Pragensis. Historia et historia artium; vol. XI).

³ Vgl. hierzu Prinz, Friedrich: Das wahre Leben der Heiligen. München 2003, 9.

Mehr als jeder andere Heilige wird der 935 ermordete Wenzel, der Hauspatron der Přemysliden, als die Verkörperung „nationaler“ – also böhmischer (tschechischer) – Staatlichkeit angesehen. Er zog die größte Aufmerksamkeit der Hagiografen auf sich, wobei Kubín die Anfänge und die Ausformung des Wenzel-Kultes quellennah verfolgt, was u. a. in der vereinfachten Filiation der Wenzels- und Ludmilla-Legenden (S.149) sowie der wohlüberlegten Bildauswahl anschaulich wird. In diesem Zusammenhang muss nicht nur auf den von Kubín herausgegebenen Band verwiesen werden, sondern auch auf die 2008/09 im Prager Agnes-Kloster gezeigte Ausstellung und den entsprechenden Katalog.⁴ Die Aktualität der nationalen Identifikation wurde zuletzt im Dezember 2011 sichtbar, als sich nach dem Tod des ersten tschechischen Präsidenten Václav Havel im Dezember 2011 tausende Prager vor dem Denkmal des böhmischen Nationalheiligen auf dem Wenzelsplatz versammelten.

Weniger bekannte Persönlichkeiten wechseln mit vertrauten: Zur ersten Gruppe gehören die Prinzessin Mlada als erste Äbtissin des Georgsklosters auf der Prager Burg und der aus Thüringen stammende Eremit Gunther, der als Heiliger nicht offiziell kanonisiert wurde, aber im bayerisch-böhmischen Grenzraum hohe Verehrung genießt. Der zweiten Gruppe zuzurechnen sind indessen der Benediktinerabt und Landespatron Prokop, der 1032 das Mönchskloster Sasau (Sazava) gründete, wie der hl. Adalbert/Vojtěch, der als Missionar bei den Pruzzen 997 den Märtyrertod fand, bald darauf heiliggesprochen wurde und im Reich Ottos III. hohe Verehrung genoss. Während sein Kult in Böhmen rasch verblasste, avancierte er in Polen zum Landespatron. Und schließlich gehört auch die Äbtissin Agnes von Böhmen (1211-1282) zu den sehr populären Heiligen, Gründerin des heute nach ihr benannten Klarissinnenklosters in Prag. Anlässlich ihres 800. Geburtstags stand die Přemyslidenprinzessin 2011 im Mittelpunkt einer Ausstellung an historischer Stätte in Prag. Erst 1989, mitten in der „Samtenen Revolution“, wurde Agnes heiliggesprochen und damit zugleich Symbol der neu gewonnenen Freiheit. Agnes steht nicht nur nominell am Ende der Reihe der hier präsentierten Heiligen: Ihr Kult war das Resultat eines ganz anderen geistigen Klimas, nämlich des Zeitalters der letzten Přemysliden im 13. Jahrhundert.

Von allen Kulturen erwiesen sich diejenigen als die wichtigsten, die die Existenz und den Fortbestand des přemyslidenischen Staatswesens in hohem Maße garantierten und sanktionierten. Schon allein unter diesem Aspekt bilden die hier präsentierten přemyslidenischen Heiligen keine homogene Gruppe. Unter Karl IV. fanden vier von ihnen – Ludmilla, Wenzel, Adalbert/Vojtěch und Prokop – Aufnahme in das Ensemble der Landespatrone und bildkünstlerisch Eingang in die 1370/71 geschaffene so genannte Goldene Pforte am Prager Veitsdom.

Ein ausführliches Quellen- und Literaturverzeichnis sowie eine englische Zusammenfassung bilden den Abschluss dieser übersichtlichen und anregenden Publikation.

Leipzig

Thomas Krzenck

⁴ *Stehliková, Dana* (Hg.): *Svatý Václav, ochránce České země* [Der Heilige Wenzel, Patron des Landes Böhmen]. Praha 2008.

Hanuš, Jiří/Vlček, Radomír (Hgg.): Historik v proměnách doby a prostředí 20. století [Der Historiker im Wandel der Zeit und der Verhältnisse des 20. Jahrhunderts].

Matice moravská, Brno 2009, 395 S., ISBN 978-80-86-488-59-2.

Der vorliegende Sammelband will den Nachweis erbringen, dass die heutige tschechische Geschichtswissenschaft mit all jenen Forschungstrends vertraut ist, die in der Geschichte der Historiografie des 20. Jahrhunderts allgemeine Anerkennung erlangt haben. Eine Reihe von tschechischen Autorinnen und Autoren (dazu kommen ein slowakischer und ein polnischer Autor), überwiegend Angehörige der Generation der etwa Vierzigjährigen, stellen in ihren Beiträgen die tschechische Rezeption historischer Schulen und Trends vor. Von dem Bemühen, das Unternehmen zusammenzubinden, zeugt die Einleitung der Herausgeber Jiří Hanuš und Radomír Vlček, in der diese das Ziel definieren, „anhand von einigen markanten und weniger bekannten Beispielen die historiografischen Trends des 20. Jahrhunderts aufzuzeigen, Westeuropa mit Osteuropa und den USA zu vergleichen und dabei die Interaktion zwischen dem Historiker und seiner Zeit, in der er lebte, hervorzuheben“ (S. 7).¹

Hanuš und Vlček stellen zunächst einen Zusammenhang zwischen den Erschütterungen und Umbrüchen des 20. Jahrhunderts und der historiografischen Entwicklung her. Zuzustimmen ist ihrer Feststellung, dass nach dem Zerfall der Annales-Schule allmählich der Anspruch aus der Historiografie verschwunden ist, eine allgemein gültige bzw. „allumfassende“ Methode zur Erforschung der Vergangenheit zu finden.

In den einleitenden Bemerkungen zur Geschichtsschreibung im 20. Jahrhundert von Petr Horák, wie immer gut informiert über den neuesten Stand der Literatur, findet sich die Aufforderung, in den historiografischen Trends des vergangenen Jahrhunderts nicht nur diskursive Konstrukte unseres Geistes zu sehen. Man solle sie dekonstruieren, um hinter den Interpretationshorizont zu gelangen, in dem „jemand“ „irgendwann“ Aussagen über „etwas“ trifft, das es eigentlich „nicht gibt“, und diesem dient oder nicht dient. Nicht minder wesentlich ist, in welchem Maße die methodologischen Prozeduren, die ihr Renommee in unterschiedlichen Forscher- und Gesellschaftskontexten erlangt haben, auf ein Umfeld übertragbar sind, das von anderen kulturbedingten Werten ausgeht. Dadurch gelangen wir erneut nicht nur zur Frage der Validität von Informationen, die die historischen Forschungen mit sich bringen, sondern auch zu dem Problem, warum manche historiografischen Herangehensweisen an die Vergangenheit einflussreicher und „übertragbarer“ sind als andere, und unter welchen Umständen diese ihre „guten“ Eigenschaften verlieren.

Der Beziehung zwischen den Narrativen eines Historikers als autoreferenzielle Struktur und seiner Erklärung der Vergangenheit als Text, der nicht nur auf andere Texte, sondern auch auf außertextliche Tatsachen verweist, kommen meines Erachtens Jan Horský und Daniela Tinková in ihrem Aufsatz „Roger Chartier: Neue intellektuelle Geschichte und Kulturgeschichte als historiografische Antwort auf die

¹ Ein ähnlich konzipierter Band der Herausgeber liegt bereits zum 19. Jahrhundert vor: *Hanuš, Jiří/Vlček, Radomír (Hgg.): Historik v proměnách doby a prostředí 19. století [Der Historiker im Wandel der Zeit und der Umstände des 19. Jahrhunderts].* Brno 2007.

Herausforderungen der postmodernen Kritiken“ am nächsten. Im Kontext der französischen Historiografie bewegen sich neben Petr Horák auch die eher faktografischen Aufsätze von Tomáš Malý zu Philippe Ariès und Milan Řepa über Marc Bloch als „Wissenschaftler und Mann der Tat“.

Die angelsächsische Historiografie ist in dem Band etwa gleich stark vertreten wie die französische, und zwar mit den Aufsätzen zu Eric J. Hobsbawm (Jan Randák), Norman Davies (Václav Veber), William Owen Chadwick (Jiří Hanuš), dem „kritischen Outsider“ George L. Mosse (Václav Petrbock), Jesse Lemisch (Svatava Raková) und Lynn Hunt (Denisa Nečasová). Mit einer gewissen Berechtigung kann man diesem Kreis auch den Beitrag über Oskar Halecki von Marek Kornat zuordnen, denn sein Protagonist wirkte von 1940 an in den USA.

In den Abhandlungen über Hobsbawm und Lemisch sind Passagen enthalten, die sich der Beziehung der Protagonisten zum Marxismus widmen; dieses Thema wird auch in dem Aufsatz über František Graus von Martin Wihoda angesprochen.² Besonders lesenswert ist der Aufsatz „Frank Ankersmit, Problematik des Charakters historischer Narrationen“ von Juraj Šuch, der dem holländischen Gelehrten eine bemerkenswerte Monografie gewidmet hat.³

Der deutschen Historiografie gilt hier ein einziger Aufsatz: von Jan Dobeš zu „Theodor Schieder – Historiker in der Versuchung der Politik“. Freilich kann man argumentieren, dass die Annales wichtiger waren, die zunächst über František Graus und Jaroslav Marek, später dann über Jaroslav Kudrna und Ivana Holzbachová bekannt wurden und von deren Methode Josef Macek, František Šmahel, Josef Petráň, Josef Válka, Pavla Horská, Eduard Maur und andere deutlich geprägt waren. Doch dass die Bielefelder Schule überhaupt nicht vorkommt, ist enttäuschend. Schließlich übte sie schon vor 1990 einen nicht zu leugnenden Einfluss auf die tschechische Historiografie aus, namentlich auf Otto Urban, Jiří Kořalka, Jan Havránek und Milan Myška. Der russischen Historiografie sind immerhin zwei Studien gewidmet: „Der ‚sowjetische Karamzin‘ – Michail Nikolajewitsch Pokrowski“ von Josef Šaur und „Nikolaj Ivanovič Karejev (1850-1931)“ aus der Feder von Radomír Vlček.

Der Essay „Zeit des Subjektgeschehens, Zeit des Erzählens, historische Zeit“ von Martin Kučera entzieht sich dann dem stark an Personen orientierten Konzept des Buches und stellt sich gegen das Bestreben, die Vergangenheit ständig zugunsten des Konzepts ihrer „um Verständnis bemühten“ [porozumivého] Eroberung zu kritisieren (S. 115 f.).

Es sei betont, dass keiner der hier abgedruckten Aufsätze als unterdurchschnittlich zu bezeichnen ist. Ausländische Interessenten wird es freuen, dass die rezen-

² Hierzu vgl. zumindest Beneš, Zdeněk/Jiroušek, Bohumil/Kostlán, Antonín (Hgg.): František Graus – člověk a historik [František Graus – der Mensch und der Historiker]. Praha 2004, und Jiroušek, Bohumil (Hg.): Proměny diskurzu české marxistické historiografie (Kapitoly z historiografie 20. století) [Diskursmetamorphosen in der tschechischen marxistischen Historiografie (Kapitel aus der Historiografie des 20. Jahrhunderts.)]. České Budějovice 2008.

³ Šuch, Juraj: Naratívny konštruktivizmus Haydena Whita a Franka Ankersmita [Der narrative Konstruktivismus Hayden Whites und Frank Ankersmits]. Ostrava 2010.

sierte Publikation mit einem englischen Resümee versehen ist (S. 385-391). Auch wird deutlich, dass in der tschechischen historischen Forschung eine jüngere Generation aktiv ist, die es als selbstverständlich ansieht, einen lebendigen Kontakt zu den konzeptionellen Trends ihres Fachs zu pflegen.

Klischees vom Typ „worin die tschechische Reflexion der modernen Historiografie hinter den ‚weiter entwickelten‘ herhinkt“ halte ich allgemein für wenig sinnvoll. Auch möchte ich nicht beurteilen, ob solche synthetischen Zusammenschauen in der Lage sind, ein „ausgewogenes“ Bild dessen zu präsentieren, was „für uns“ ausschlaggebend ist. Dennoch würde ich es begrüßen, wenn Publikationen wie die vorliegende auch Aufsätze darüber enthalten würden, wie die Historiker in der sowjetischen Einflussosphäre mit „westlichen“ methodologischen Innovationen zurechtkamen. Beginnen könnte man mit denjenigen, die ein gewisses Echo im Ausland fanden, z.B. mit Jürgen Kuczynski (1904-1997), Jerzy Topolski (1928-1998) und A. J. Gurevič (1924-2006). Unter den tschechischen Historikern wäre etwa an den Mediävisten František Graus (1921-1989) zu denken oder Jaroslav Purš (1922-1994), den Wirtschaftshistoriker, der als führender „Normalisierer“ der tschechischen Historiografie aufgetreten ist. In beiden Fällen kann man sich nämlich die Frage stellen, welche Bedeutung für die historiografische Entwicklung eigentlich die Tatsache hatte, dass sich Graus und Purš zunächst als marxistische Historiker profilierten, sich am Historischen Institut der Tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaften begegneten und nach 1969 sowohl in ihren Ansichten über die Geschichte als auch menschlich getrennte Wege gingen.

Prag

Jiří Štaif

Dudeková, Gabriela u. a. (Hgg.): Na ceste k modernej žene. Kapitoly z dejín rodových vzťahov na Slovensku [Auf dem Weg zur modernen Frau. Kapitel aus der Geschichte der Familienbeziehungen in der Slowakei].

Svet vedy, Bratislava 2011, 773 S., ISBN 978-80-224-1189-9.

Die gewichtige Publikation ist das Resultat eines Projekts am Historischen Institut der Slowakischen Akademie der Wissenschaften zu den „Möglichkeiten beruflicher und gesellschaftlicher Verwirklichung von Frauen in der modernen Geschichte“,¹ an dem Forscherinnen und Forscher aus verschiedenen Disziplinen beteiligt waren (Geschichte, Gender Studies, Anthropologie, Demografie, Ethnologie, Kunstgeschichte, Wissenschaftsgeschichte, Soziologie und Literaturgeschichte). Dieses ambitionierte Unternehmen wurde Mitte der neunziger Jahre mit dem Ziel begonnen, die perspektivische Verengung der „Frauengeschichte“ zugunsten einer erweiterten Gendergeschichte zu überwinden. Im breiten historischen Rahmen vom 16. Jahrhundert bis zum sozialistischen Experiment des 20. Jahrhunderts sollte in diesem Projekt untersucht werden, wie sich soziale Normen und Genderrollen veränderten und wie die Identität von Frauen und Männern konstruiert wurde. Konzeptionell wurde von der Unterscheidung von „Geschlecht“ (sex) als biologisch gegebener Kategorie ein-

¹ Možnosti profesní a společenské realizace žen v moderních dějinách. VEGA č. 2 /7181/27

erseys und als historisch gewachsenem kulturellem und sozialem Konstrukt andererseits ausgegangen. Gender wird als Set gesellschaftlicher Normen und Praktiken definiert, das für Männer und Frauen in einer konkreten Gesellschaft zu einem konkreten Zeitpunkt Gültigkeit besitzt.²

In der Einführung erläutert Gabriela Dudeková, Herausgeberin und Autorin mehrerer Beiträge, die Fragestellungen des Projekts: Erstens sollten Idealvorstellungen von Männern und Frauen rekonstruiert werden, zweitens deren konkrete Lebenssituation, wobei – drittens – individuelle Strategien im Umgang mit den durch die Geschlechtszugehörigkeit gegebenen Lebensumständen identifiziert werden sollten. Das Ergebnis dieses umfangreichen Forschungsprogramms sind 42 Aufsätze in fünf großen Kapiteln und 20 thematischen Unterkapiteln, die chronologisch aufgebaut sind.

Im ersten Kapitel „Das Idealbild – Normen von Männlichkeit und Weiblichkeit in traditionellen Gesellschaften“ – widmet sich Tünde Lengyel Genderstereotypen in traditionellen Gesellschaften, Ingrid Štibravá schildert die Erziehung und Ausbildung von Aristokratinnen. Dem Idealbild von Frauen im 18. und 19. Jahrhundert wird anhand von Studien zur Literatur, einer Zeitschriftenanalyse (Erika Brtáňová, Dana Hučková) und der bildenden Kunst nachgegangen (Katarína Beňová reich bebildert zu Frauenporträts aus dem frühen 19. Jahrhundert). Abgeschlossen wird das Kapitel von drei Beiträgen, die den Akzent auf die Analyse von Normen und Stereotypen legen. Grundlegend ist hier die Studie von Gabriela Dudeková, die den Diskurs über die Rolle gebildeter Frauen vor und nach 1918 untersucht, der sich vor dem Hintergrund des wachsenden Bildungsniveaus von Frauen abspielte. Sowohl im magyarischen als auch im slowakischen Milieu dominierten Vorstellungen von der „natürlichen“ Aufgabe von Frauen und Vorurteile gegen gebildete Frauen, insbesondere Hochschulabsolventinnen, und zwar vor allem in der Mittelschicht, die das patriarchalische Modell der bürgerlichen Familie verinnerlicht hatte. Wurde die Ausbildung von Frauen befürwortet, dann nur aus der Perspektive, dass ein eigener Beruf einer bürgerlichen Frau das Auskommen sichern konnte, falls aus der „idealen Karriere“ – also der Ehe – nichts wurde. Dass Frauen aus „niederen“ Gesellschaftsschichten berufstätig zu sein hatten, wurde indessen niemals in Frage gestellt. Anhand einer Umfrage aus den vierziger Jahren kann Dudeková die überraschende Beständigkeit solcher Vorstellungen nachweisen, die sich hielten, obgleich sich die soziale Realität radikal veränderte. Das Fortleben der „traditionellen Vorstellungen der Geschlechterordnung auf der Grundlage der christlichen Moral“, in der die Frau dem Mann untergeordnet ist, habe zur Stabilisierung der alten Ordnung beigetragen bzw. zu deren Idealisierung (S. 115).

Das führt zu der Frage, welche Auswirkung der Staatssozialismus auf tradierte Rollenerwartungen hatte. Der tschechische Soziologe Ivan Vodochodský spricht vom „Patriarchat auf sozialistische Art“ und von der widersprüchlichen Stellung von Männern in der sozialistischen Gesellschaft und wirft die provokative Frage auf, ob die Emanzipation der Frauen im Sozialismus positiv zu sehen sei. Diese charak-

² Scott, Joan W.: Gender – a Useful Category of Historical Analyses. In: *American Historical Review* 91 (December 1986) 1053-1075.

terisiert er mit Jiřina Šiklová als „Pseudoemanzipation“ oder zumindest als unvollendet. Was der Realsozialismus für die Geschlechterverhältnisse bedeutete, ist offenbar umstritten: Während der tschechische Soziologe Ivo Mořný in diesem einen Angriff auf den Zusammenhalt der Familien und eine Schwächung der Männer dadurch sieht,³ dass ihnen die Fähigkeit genommen wurde, die Familie zu ernähren, beschreibt Hana Havelková die Familie als die Sphäre, zu der das Regime in den siebziger und achtziger Jahren keinen Zugang hatte.⁴ Folglich habe sich hier ein Raum geöffnet, der in vieler Hinsicht Kompensation bot. Es scheint, dass die Genderunterschiede in der sozialistischen Gesellschaft sekundäre Bedeutung hatten. So sahen es auf jeden Fall die Frauen im Dissidentenmilieu, die der Verteidigung der Menschenrechte den Vorzug vor dem Feminismus gaben.

Insgesamt neun Beiträge unterstreichen im Kapitel „Vom heimischen Herd in die Politik“ die Bedeutung der Bildung für die Emanzipation. Einen paradigmatischen Weg zeichnet Milan Podrimavský anhand des Schicksals von Elena Šoltésová nach: Im Frauenverband „Živena“ und auf den Seiten der „Dennice“, der ersten Zeitschrift für Frauen in der Slowakei, beteiligten sich Frauen Ende des 19. Jahrhunderts an der slowakischen Nationalbewegung. Doch bremste nicht nur der ungarische Staat diese Aktivitäten aus – und zwar auch mit polizeilichen Mitteln –, auch in der slowakischen Nationalbewegung wurden Vorbehalte laut. Diese richteten sich besonders gegen die Bildungsbestrebungen der Frauen, schließlich ordneten die national orientierten slowakischen Frauen ihr Emanzipationsinteresse dem Kampf um die Emanzipation der Nation unter.

In einem weiteren Beitrag unter dem Titel „Konservative Feministinnen“ setzt sich Gabriela Dudeková kritisch mit der auf die zwanziger Jahre zurückgehenden Tradition der Geschichtsschreibung zur Frauenbewegung auseinander, die diese ausschließlich als Teil des nationalemanzipatorischen Kampfes verstand und nur die slowakische Eilte im slowakischsprachigen Milieu Ungarns in den Blick nahm. Dudeková macht indessen die Parallelen zwischen den hierarchischen Beziehungen innerhalb der Familie und innerhalb des Staates deutlich: Der Mythos von der Harmonie zwischen den Geschlechtern sei im Zusammenhang mit der untergeordneten Position zu sehen, die die Slowaken in der Habsburgermonarchie einnahmen, er lasse sich auch in der zeitgenössischen Rhetorik der tschechischen Nationalbewegung nachweisen. Insofern habe die Schriftstellerin Bořena Viková-Kunětická, die 1912 als erste Frau in den böhmischen Landtag gewählt wurde, auch keine echte Bedeutung für die Emanzipation der Frauen gehabt, ihre Wahl sei allein politischem Kalkül gefolgt, sollte sie doch die Fortschrittlichkeit der tschechischen Gesellschaft demonstrieren. Dudeková beschreibt die tschechische Nationalbewegung als widersprüchliche Mischung aus progressiven und konservativen Elementen und konstatiert, dass alle Nationalismen dieser Zeit darauf zielten, nach außen ein positives Bild von der Stellung der Frauen in der eigenen Nation zu vermitteln.

³ Mořný, Ivo: Proč tak snadno? Některé rodinné důvody sametové revoluce [Warum so einfach? Einige familienbezogene Gründe der Samtenen Revolution]. Praha 1999, 154.

⁴ Havelková, Hana: Dimenze „gender“ ve vztahu soukromé a veřejné sféry [Die „Gender“-Dimension im Verhältnis zwischen der privaten und der öffentlichen Sphäre]. In: Sociologický časopis (1995) H. 1, 25-38.

Weitere Thesen zu Multiethnizität und der Stellung der Frauen entwickelt Dudeková in dem folgenden Text über die politische Partizipation von Frauen: Bei allen Nationen sei die Frau als Mutter und Patriotin glorifiziert worden, die die Kinder im nationalen Geist erzieht. Genau hier sei eine entscheidende Grenze für die Emanzipation verlaufen: Frauen konnten durchaus an der Seite der Männer im politischen Kampf stehen, doch hatten sie keinen Anspruch auf die Artikulation eigener Forderungen. Das änderte sich erst nach dem Ersten Weltkrieg. Doch auch die Entwicklung während der Ersten Republik beurteilt Dudeková skeptisch: Zwar habe der demokratische Staat Frauen neue Rechte gebracht, auch sei eine Ausdifferenzierung von Rollenmustern erfolgt, doch seien viele Barrieren im Berufsleben wie in der Familie bestehen geblieben. Auch gelang es nicht, das Familienrecht zu demokratisieren und zu vereinheitlichen. In der Slowakei brachten neue Gesetze wie die Abschaffung der Zivilehe sogar einen Rückschritt.

Dudeková thematisiert auch die unterschiedlichen Wertungen, die die Beteiligung von Frauen an der „hohen Politik“ erfährt. Zwar waren Frauen mit 3-4 Prozent der Abgeordneten im tschechoslowakischen Parlament und Senat etwas besser vertreten als in den Nachbarländern, doch machte ihnen die Parteidisziplin ein solidarisches Auftreten unmöglich. Ob man ihnen für ihr politisches Engagement Anerkennung zollte, hing vor allem davon ab, ob dieses „im öffentlichen Interesse“ stand, wobei dieses „höhere Interesse“ von Männern definiert wurde. In diesem Rahmen konnten sich Frauen seit den Zeiten der Aufklärung politisches Engagement an der Seite von Männern leisten (S. 288).

Das Oberkapitel zur realen Stellung von Frauen in der Gesellschaft wird von Überlegungen zur Entwicklung von Frauen betreffenden Rechten eröffnet. Gabriela Dudeková und Tünde Lengyel konzentrieren sich in ihrer konzisen Überblicksdarstellung auf die Frage, inwiefern die Legislative und die Praxis soziale Normen konstituierten und konservierten. Anhand konkreter Beispiele, die bis zu den Anfängen des ungarischen Staates im 10. Jahrhundert zurückgehen, arbeiten sie vor allem den Zusammenhang von Standes- bzw. Schichtenzugehörigkeit, Besitz und rechtlicher Stellung heraus. Dabei werden einerseits Freiräume innerhalb von Systemen sichtbar, die die Partizipation von Frauen eigentlich nicht vorsahen – so z.B. in den Gilden, zu deren Sitzungen Frauen, die in der städtischen Politik gar nicht vorkamen, zugelassen waren. Andererseits machen die Autorinnen deutlich, dass die Abhängigkeit der Frauen von Männern nicht notwendigerweise als Diskriminierung empfunden wurde, sondern z.B. auch als ökonomischer Schutz. Und schließlich zeigen die Autorinnen, dass Frauen mitunter in (klein-)bäuerlichen Schichten relativ große Selbstständigkeit genossen – etwa wenn sie als Witwen oder Frauen von Männern, die dauerhaft an einem anderen Ort arbeiteten, mehr oder minder allein verantwortlich waren für den eigenen Hof, oder auch in der Folge der Erbrechtsreform, die sie Mitte des 19. Jahrhunderts zu gleichberechtigten Erbinnen machte. Familienrechtlich waren verheiratete Frauen allerdings bis ins letzte Drittel des 19. Jahrhunderts nahezu rechtlos, die Kinder gehörten rechtlich zum Ehemann. Das änderte sich erst in der Folge einer Reihe von Reformen und liberalen Gesetzen. Doch auch dann noch war das ungarische Recht Frauen gegenüber restriktiver als das österreichische Bürgerliche Gesetzbuch von 1811.

Nach der Entstehung der ČSR wurde lange Jahre über die Reform des Eherechts verhandelt, wobei eher politische Fragen wie das Maß der Säkularisierung als die Verbesserung der rechtlichen Position von Frauen den Kern des Themas bildeten.⁵ Erst 1937 kam es mit der Verabschiedung des Bürgerlichen Gesetzbuches zu einer Einigung, und erst 1949 wurde das Familien- und Eherecht in der gesamten Tschechoslowakei vereinheitlicht, eine vollständige Säkularisierung der Ehe, die rechtliche Gleichstellung der Geschlechter sowie innerhalb wie außerhalb der Ehe geborener Kinder durchgesetzt.

Der letzte Teil dieses Kapitels nimmt die Entwicklung von Familienbeziehungen „unter dem Druck der politischen Regimes des 20. Jahrhunderts“ in den Blick. Drei Beiträge sind dem Slowakischen Staat gewidmet, einer der Zeit des Realsozialismus. Matej Šemšej dokumentiert den Druck, den das klerikale Regime ausübte, um die Zulassung von Frauen zum Universitätsstudium zu begrenzen. Marína Zavacká hat unter der Überschrift „Die neue Frau mit altem Staubtuch“ Äußerungen bürgerlichen Widerstands in einer katholischen Frauenzeitschrift zusammengetragen und damit eine ganz unbekannt Seite laizistischen christlichen Feminismus zu Tage gefördert. Die Redaktion der Zeitschrift „Katolícká jednota žien“ (Katholische Frauenunion) konnte in den Jahren 1939 und 1940 ihre antimilitaristische Haltung publik machen, wobei sie sich auf die offizielle Politik der Neutralität des Vatikans stützte. Zudem verteidigte sie weiterhin das Recht junger Frauen auf höhere Bildung. Zwar wurde nach außen hin Übereinstimmung mit dem Regime und den Aktivitäten der Hlinka-Garde signalisiert, doch zeigt der genauere Blick auf das Alltagsleben einer Gruppe von Aktivistinnen der „Katolícká jednota“, dass deren anfängliche Sympathie für den neuen Slowakischen Staat rasch abnahm.

Natália Veselská widmet sich in eher journalistischem Stil dem Thema Frauen im Berufsleben der sozialistischen Zeit, wobei sie den Akzent auf Gewalt und Manipulation setzt. Dabei führt ihr Anliegen, die Verzerrungen der kommunistischen Propaganda geradezurücken, sie mitunter selbst zu eindimensionalen Einschätzungen: Alle Bestrebungen nach 1948, Frauen besser auszubilden und ihre Berufstätigkeit zu fördern, sieht sie den „Bedürfnissen der kommunistischen Macht“ geschuldet, die in „hochtrabende ideologische Phrasen gehüllt“ (S. 423) gewesen seien: Die Beteiligung von Frauen am Erwerbsleben deutet Veselská primär im Kontext der Rekrutierung von Arbeitskräften; im Aufbau von Institutionen der Kinderbetreuung sieht sie vor allem das Bestreben, die Jüngsten ideologisch zu beeinflussen. Auch behauptet sie, der Staat habe sich der Sorge um Kinder und Jugendliche „eifrig angenommen“ (S. 432). Damit übersieht sie nicht nur die Tradition der Zwischenkriegszeit, in der sich Pädagogen und Kinderärzte für eine gute öffentliche Betreuung von Kindern stark machten,⁶ sondern auch die Tatsache, dass sich noch lange nach dem Krieg in erster Linie Mütter und Großmütter um die Kinder kümmerten und es fast

⁵ Musilová, Dana: Z ženského pohledu. Poslankyně a senátorky Národního shromáždění ČSR 1918-1939 [Aus weiblicher Sicht. Weibliche Abgeordnete und Senatorinnen der Nationalversammlung der ČSR 1918-1939]. Hradec Králové 2007.

⁶ Scott, Hilda: Does Socialism Liberate Women? Experience from Eastern Europe. Boston 1974.

drei Jahrzehnte dauern sollte, bis in der Tschechoslowakei ein ausreichendes und für alle zugängliches Netz von Betreuungsinstitutionen geschaffen war. Auch ihre Analyse der Beteiligung von Frauen an der Politik greift zu kurz. Allein deren prozentuale Vertretung im Parlament, die damals im Übrigen höher lag als in der Gegenwart,⁷ erklärt nicht, warum Frauen keinen Einfluss auf die Politik hatten. Um dies zu ergründen, müsste man das konkrete Funktionieren von Institutionen untersuchen, nicht, wie es Jürgen Kocka so treffend formuliert hat, über die Konzentration des wissenschaftlichen Interesses auf die repressiven Methoden des Regimes die eigene Perspektive einschränken.⁸

Kapitel fünf ist den Berufen von Frauen gewidmet, hier wird der grundsätzliche Unterschied in der Arbeitsteilung erklärt, der zwischen der traditionellen und der industriellen Gesellschaft besteht. Zwei Beiträge befassen sich mit der vorindustriellen Gesellschaft, in der die Arbeitssphären von Männern und Frauen eng miteinander verbunden waren: Tünde Lengyel widmet sich Frauenberufen in der Frühen Neuzeit, Ingrid Kušniarová der Arbeit in bäuerlichen Gemeinschaften. Im industriellen Zeitalter wurde die Tätigkeit von Frauen von der von Männern getrennt und auf pflegerische und sorgende Tätigkeiten konzentriert. Mit Frauen im Gesundheitswesen und der Sozialfürsorge beschäftigt sich Anna Falisová, mit Frauen als Dienerrinnen und Mägden Roman Holec, mit Näherinnen Magdaléna Zubercová. In der Folge zunehmender Bildung und der Emanzipation von Frauen entstanden aber auch neue Berufsfelder: Während sich der Beruf der Lehrerin als typischer gebildeter Frauenberuf etablierte, finden sich in Berufen mit noch höherem Sozialprestige – also etwa unter Schriftstellern, Übersetzern und Juristen – wenig Frauen. Ihren Status im Schatten von Männern analysieren Daniela Kodajová und Katarína Závacká; weitere Studien sind Frauen in künstlerischen Berufen gewidmet (Jana Lengyelová, Katarína Beňová, Mária Orišková). Das letzte Kapitel präsentiert dann fünf Lebensläufe außergewöhnlicher Frauen und zeigt, wie z. B. die erste slowakische Ärztin Mária Bellová (Karol Hollý) oder die erste Medizindozent in der Slowakei Božena Štúrová-Kuklová (Anna Falisová) auf die ihnen gesetzten Grenzen reagierten.

Das reich illustrierte, grafisch schön gestaltete Buch bietet ein gewaltiges historisches Mosaik zur Gendergeschichte der Slowakei. Diese Breite ist ein großer Vorteil, führt aber auch dazu, dass das Buch keine wirklich überzeugende Struktur hat und nicht alle Beiträge sinnvoll eingeordnet sind. Die meisten Leser werden die über 700 Seiten wohl eher selektiv lesen. Dabei können sie sich über den Stand der Forschung zur Geschlechtergeschichte und -problematik in der Slowakei informieren und werden mit sehr unterschiedlichen Beiträgen konfrontiert: Einige Aufsätze präsentieren die Ergebnisse neuester Forschungen zur Konstruktion von Geschlecht, vor allem

⁷ Wolchik, Sharon: Women and Politics: The East European Experience. In: Lovendovski, Ioni/Hills, Jill (eds.): The Politics of the Second Electorate, Women and Public Participation: Britain, USA, Canada, Australia, France, Spain, West Germany, Italy, Sweden, Finland, Eastern Europe, USSR, Japan. Michigan 1981, 252-277.

⁸ Hier nach: Rákosník, Jakub: Sověťizace sociálního státu [Die Sowjetisierung des Sozialstaates]. Praha 2010, 88.

die Beiträge von Dudeková, Lengyel, Holec und Marína und Katarína Zavacká lassen intensive Beschäftigung mit dem Themenfeld erkennen und überzeugen in der Darstellung. Andere Texte wären eher als Werkstattbericht zu bezeichnen; insbesondere die Beiträge zur sozialistischen Zeit stehen zum Teil noch ganz am Anfang.

Das Forschungsprojekt und das Buch, das aus ihm nun hervorgegangen ist, bestätigt den Eindruck, dass Gendergeschichte in Mitteleuropa noch komplizierter ist als die politische Geschichte. Und es reagiert auf den Wunsch, den westliche Feministinnen vor zehn Jahren im Kontext der EU-Osterweiterung formuliert und mit der Enwise-Initiative auf den Weg gebracht haben: die historische Erfahrung der Frauen in Ostmitteleuropa zu erforschen.

Praha

Květa Jechová

Gall, Sieghard: Erinnerungen, Ansichten, Einsichten. Ein Psychogramm Vertriebener aus Böhmen. Studien zur Rezeptionsforschung.

REACTOS-Medienforschung, München 2012, 182 S., graph. Darst., ASIN B000PY42JQ.

Über zwei Jahre lang war Sieghard Gall, ein aus Ostböhmen stammender Meinungsforscher, unterwegs, um zu erkunden, wie die einst in Böhmen, Mähren und Sudetenschlesien ansässigen Deutschen heute über die Geschichte und Gegenwart von Tschechen und Deutschen denken. Das ist umso verdienstvoller, als sich die so genannte Erlebnissgeneration inzwischen mehrheitlich aus Menschen zusammensetzt, die etwa zwischen 1925 und 1945 geboren wurden. Ihre Erlebnisse und Erfahrungen in der Heimat, also das deutsch-tschechische Zusammenleben im letzten Jahrzehnt der Ersten Tschechoslowakischen Republik, die Protektoratszeit und vor allem auch die Vertreibung nach dem Kriege und schließlich ihre Ankunft in Deutschland gehen auf die Zeit zurück, in der sie Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene waren.

Mehr als 200 Personen hat Gall in Gruppen von je acht bis zwölf Männern und Frauen nach ihren Einstellungen zu historischen und aktuellen Themen befragt, die diese mit einem einfach zu bedienenden Gerät aufzeichneten. Diese Daten wurden per Computer ausgewertet, die Analyse um eine kompakte, thematisch beschränkte Befragung von etwa 250 Teilnehmern ergänzt.

Der Autor verdient hohes Lob für die geschickte und sensible Auswahl der Fragen, die von persönlichen Erfahrungen bei der Vertreibung über die Zustimmung bzw. Ablehnung zu bestimmten Begriffen und Stereotypen bis hin zu aktuellen Debatten etwa um die Darstellung der Vertreibung in den Medien oder das geplante Zentrum gegen Vertreibungen reichen. Nicht zuletzt befasst er sich mit der Rezeption des deutsch-tschechisch-österreichischen Spielfilms „Habermann“ durch die Erlebnissgeneration. In diesem Film versucht der aus der Slowakei stammende tschechische Regisseur Juraj Herz die schwierigen Verhältnisse in den gemischtnationalen Sudetengebieten zwischen 1937 und 1945 ausgewogen darzustellen. Schließlich enthält das Buch sechzehn ausgewählte Erinnerungstexte, die vermitteln, wie intensiv die Erlebnisse von 1945 noch heute bei den Betroffenen nachwirken.

Ohne emotionale Polemik dokumentieren die Erzählungen die tiefen Spuren, die die Vertreibung bei den Zeitzeugen hinterlassen hat.

Sieghard Galls Projekt bietet ein Psychogramm der direkt Betroffenen nahezu sieben Jahrzehnte nach dem erzwungenen Verlassen ihrer Heimat. Es belegt auf sehr sachliche, zurückhaltende Weise die teilweise ähnlichen, teilweise aber auch unterschiedlichen Ansichten von Menschen, die verschiedenen Gruppen unter dem Dach der Sudetendeutschen Landsmannschaft nahe stehen: dem Witiko-Bund, der Ackermann-Gemeinde und der Seliger-Gemeinde. Festgehalten wurden ihre Haltung zu Begriffen wie „Heimat“, zur Ersten Tschechoslowakischen Republik, ihre Mutmaßungen über die Gründe für den nur mäßigen Erfolg der aktivistischen Parteien und die Durchsetzung der Sudetendeutschen Partei, ihre Beurteilung der tschechischen Haltung gegenüber den Deutschen damals und heute, des Nebeneinanders der Ethnien und schließlich ihre Beurteilung von so komplexen Themen wie „Opfer, Täter, Unrecht und Schuld“. Dass die Beteiligten zu letzterem Thema keine annähernd einheitliche Einschätzung erkennen ließen, dürfte kaum überraschen.

Für den überwiegenden Teil der Befragten ist das Thema Vertreibung nicht abgeschlossen. Je stärker die Gefühle von Verlust und Trauer sind, die sie noch heute hegen, je mehr sie Verbitterung über die Erlebnisse von 1945/1946 empfinden, umso weniger scheint ihnen ein Schlussstrich unter die Vergangenheit hinnehmbar. Als verstärkendes Moment kommt in vielen Fällen die negativ erinnerte Aufnahme der Vertriebenen in Deutschland hinzu.

Das Buch erfordert konzentrierte Lektüre. Die Schlussredaktion des Textes hätte sorgfältiger ausfallen können. Doch ist es eine wertvolle und gültige Bestandsaufnahme der Haltungen der Erlebnisgeneration. Sieghard Gall kam bei seiner Arbeit sicher zugute, dass er selbst Vertriebener ist, das Resultat ist für Sudetendeutsche – und vor allem für Funktionsträger der sudetendeutschen Organisationen – eine besonders wertvolle Lektüre, bietet darüber hinaus aber allen, die sich mit der Verarbeitung von Zwangsmigration befassen, zahlreiche Einsichten.